

Raumdynamiken am Beispiel des Wiener Zentralfriedhofs

Diplomarbeit

Zur Erlangung des akademischen Grades „Mag.art.“ (Magister artium)

in den Studienrichtungen

Design, Architektur und Environment

Textil - freie und kontextuelle künstlerische Praxis und Materialkultur

Eingereicht an der Universität für angewandte Kunst Wien

am Institut für Kunstwissenschaften, Kunstpädagogik und

Kunstvermittlung

bei Univ.-Prof. Mag.phil. Eva Maria Stadler

vorgelegt von Matthias Schoiswohl-Szwajor

Wien, im Mai 2018

Eidesstattliche Erklärung

Ich erkläre hiermit,

dass ich die Diplomarbeit selbstständig verfasst, keine andere als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt und mich auch sonst keiner unerlaubten Hilfen bedient habe,

dass diese Diplomarbeit weder im In- noch Ausland (einer Beurteilerin / einem Beurteiler zur Beurteilung) in irgendeiner Form als Prüfungsarbeit vorgelegt wurde,

dass dieses Exemplar mit der beurteilten Arbeit übereinstimmt.

Wien, am 1. Mai 2018

Matthias Schoiswohl-Szwajor

Danksagung

Ich bedanke mich bei meiner Frau Ulla, die mich bei der Erstellung dieser Diplomarbeit ganzheitlich unterstützt hat.

Danke für deine inhaltliche Hilfe, das Ertragen meiner unverständlichen Monologe, das ausführliche Lektorat, den emotionalen Beistand und die große Entlastung im Alltag!

Außerdem bedanke ich mich bei meiner Tochter Selma, für die anregenden Diskussionen im Arbeitsprozess und bei Michaela und Herbert Szwajor für ihr gewissenhaftes Lektorat und ihren moralischen Beistand.

Meiner gesamten Familie und meinen Freunden danke ich für die Unterstützung während meines Studiums.

Für die größtmögliche Flexibilität am Arbeitsplatz bedanke ich mich bei Dominikus Guggenberger.

Zudem möchte ich mich bei meiner Betreuerin Eva Maria Stadler für die Unterstützung bei der Erstellung dieser Diplomarbeit bedanken.

Kurzfassung

In seinem Konzept der Heterotopie beschreibt Michel Foucault Gegenorte, tatsächlich existierende Utopien innerhalb der Gesellschaft. Dabei nennt er den Friedhof als offenkundigstes Beispiel dafür. Diese unterliegen einem enormen Wandel und sind Ausdruck des gesellschaftlichen Umgangs mit dem Tod. In Wien wurde der Zentralfriedhof am Stadtrand, in Simmering, vor etwa 150 Jahren errichtet. Seitdem hat sich am Friedhof selbst, aber auch um ihn herum sowie gesellschaftlich viel verändert, sodass sich die Frage stellt, inwiefern dieser Wandel sich auf die Heterotopie auswirkt.

Das 20. Jahrhundert wird von Foucault als Epoche des Raums bezeichnet. Die Menschen definieren diesen über ihr Handeln und geben ihm so Bedeutung. Auch der Zentralfriedhof ist Schauplatz räumlicher Aneignungsprozesse. Er entwickelt sich immer mehr zum Erholungs- und Kulturraum, während um ihn herum Verkehrsflächen dominieren und die Zeit wichtiger erscheint als der Raum. Der Friedhof hat damit zu kämpfen seinen mythischen Überschuss, der ihn erst zu mehr als einer Leichenentsorgungsanstalt macht, zu bewahren. Aktuelle Entwicklungen in der Sepulkralkultur werden als Gefahr für den bedeutenden Ort Friedhof gesehen und das Konzept der Heterotopie dient oftmals als Argumentationsgrundlage für die Beibehaltung bestehender Strukturen.

| | |
|--|----|
| 1. Einleitung..... | 1 |
| 2. Entstehung und Wandel des Friedhofs | 4 |
| 2.1. Von Außen nach Innen | 4 |
| 2.2. Die krankmachenden Toten..... | 9 |
| 2.3. Von Innen nach Außen | 13 |
| 3. Der Friedhof als gelebter Raum..... | 15 |
| 3.1. Lebensraum, Milieu oder Territorium..... | 17 |
| 3.2. Aneignung von Raum | 18 |
| 3.3. Beobachtung und Raumbegriff | 19 |
| 4. Die Heterotopie | 24 |
| 4.1. Utopie und Heterotopie..... | 26 |
| 4.2. Bezüge | 27 |
| 5. Geschichte des Wiener Zentralfriedhofs | 30 |
| 6. Wandel..... | 36 |
| 6.1. Gegenwärtige Verhältnisse auf und um den Friedhof | 39 |
| 6.1.1. Kultur- und Erholungsraum, Themencluster..... | 39 |
| 6.1.2. Flexibilisierung der Bestattungs- und Erinnerungskultur | 42 |
| 7. Das Verhältnis von Landschaftsgarten und Tod..... | 44 |
| 7.1. Barocke Symmetrie oder aufgeklärte Windungen | 47 |
| 8. Grenze und Mauer..... | 50 |
| 8.1. Illusions- und Kompensationsheterotopie | 52 |
| 8.2. Physische und moralische Grenzen..... | 54 |
| 9. Urbanität, Umgebung und Verkehr..... | 57 |
| 9.1. Verkehrsentwicklung rund um den Zentralfriedhof | 58 |
| 9.2. Verkehr auf dem Zentralfriedhof..... | 65 |
| 9.3. Die unmittelbare Umgebung des Zentralfriedhofs | 67 |

| | |
|--|-----|
| 9.3.1. Norden, Nordosten | 67 |
| 9.3.1.1. Nicht-Ort..... | 68 |
| 9.3.1.2. Tempo und Distanz..... | 70 |
| 9.3.2. Osten..... | 73 |
| 9.3.3. Süden, Südwesten..... | 75 |
| 9.3.4. Norden, Nordwesten..... | 77 |
| 10. Schluss. Das mögliche Ende einer Heterotopie | 79 |
| 10.1. Maßnahmen gegen den Bedeutungsverlust..... | 83 |
| 10.2. Der Einfluss der Umgebung | 85 |
| 11. Quellenverzeichnis..... | 87 |
| 11.1. Bücher | 87 |
| 11.2. Artikel in Zeitschriften..... | 90 |
| 11.3. Links | 90 |
| 11.4. Videos..... | 91 |
| 11.5. Fotos | 91 |
| 12. Anhang | 92 |
| 12.1. Fragestellungen | 92 |
| 12.2. Raumbegriffe..... | 94 |
| 12.3. Raumanalyse..... | 98 |
| 12.3.1. Raumkonstitution und Konfiguration | 99 |
| 12.3.2. Raumdynamiken | 103 |
| 12.3.3. Subjektive Raumkonstruktion..... | 104 |
| 12.3.4. Raumpraktiken - Raumnutzung..... | 106 |

1. Einleitung

„Raum, [...], ist kein Teilbereich, sondern eine zentrale Dimension der Gesellschaft und des menschlichen Handelns.“(Rau 2013, 192)

Der Wiener Zentralfriedhof und seine Umgebung beschäftigen mich spätestens seit meinem Umzug an den Stadtrand nach Kaiserebersdorf. Auf meinen täglichen Wegen durchquere ich ihn häufig mit dem Rad, als verkehrsfriedliche Alternative zum Wahnsinn auf der Simmeringer Hauptstraße. Dabei stellt sich der Friedhof für mich konträr zur Welt außerhalb der Mauer dar. Im Herbstnebel davon laufende Rehe, Hasen, Fasane auf den Sommerwiesen im Inneren. Im Vergleich zur autozentrierten Trostlosigkeit mit Gebrauchtwagen- und Friedhofsgeschäften außerhalb. Der Friedhof, mit seinen 3 Millionen Toten, so scheint es, hat seinen Schrecken verloren und ändert seine Bedeutung und Funktion in der Gesellschaft. Häufig lassen sich SportlerInnen auf ihren Walking- oder Laufrunden beobachten. FotografInnen ihrerseits beobachten die Rehe, die bereitwillig auf den Gängen des alten jüdischen Teiles oder dem „Naturgarten“ des Friedhofs posieren. TouristInnen fliegen über ihn hinweg und brausen mit dem Zug an ihm vorbei. Bevor sie sich die Stadt der Lebenden anschauen, sehen sie bereits die der Toten vom Fenster aus, wenn sie denn hin schauen.

Die Ehrengräber der Prominenten ziehen wie Museen BesucherInnen an. Der Zentralfriedhof ist eine Sehenswürdigkeit.

Der Besuch des Friedhofs ist ein Allerheiligen-Event oder Ausflugsziel für SonntagsspaziergängerInnen, die sich gerne im Ruf der WienerInnen als besonders morbide wännen.

Den Menschen aus der Umgebung dient er als Erholungsraum.

Was uns heute teilweise anstößig vorkommt, war jedoch über Jahrhunderte Normalität. Der Umgang mit den Toten konstituiert die Friedhöfe. Lange Zeit lebten die Lebenden und Toten relativ nahe zusammen, im Zentrum der Stadt, bevor sie wieder an den Rand gedrängt wurden. Der Friedhof oder Kirchhof war der Platz an dem sich alle trafen, wo gespielt und gekauft wurde. Wo diskutiert, verkündet und eben auch begraben wurde. Als Teil der Kirche bot der Kirchhof

Schutzsuchenden Asyl, die sich sodann auf ihm einrichteten und lebten. Im Leben mit den Toten sah man lange nichts Verwerfliches.

Der Friedhof hat eine spezielle Verbindung zur Stadt und ihren BewohnerInnen, hat doch jeder Verwandte oder Bekannte auf ihm. Gleichzeitig wirkt der Zentralfriedhof wie eine utopische Ausformung in seiner Umwelt. Eine Oase die zur Reflexion der Raumverhältnisse der Stadt, ihrer Umwelt und Menschen auffordert.

Ausgehend von Michel Foucaults Raumkonzept der Heterotopie, in dem er Gegenorte innerhalb einer Gesellschaft beschreibt, die ganz anders sind, tatsächlich existierende Utopien, möchte ich den Zentralfriedhof untersuchen. In relativ knappen Worten formuliert Foucault Grundsätze dieser Heterotopien. In der Anwendung auf spezifische Räume birgt die Offenheit des Konzeptes jedoch die Gefahr der Fehldeutung und bedarf so einer Analyse, die über das Betrachten der Foucaultschen Grundsätze hinausgeht.

Der Wandel, einer der von Foucault erwähnten Grundsätze der Heterotopie ist auch ein zentraler Aspekt den Susanne Rau in ihrem Vorschlag zur Analyse von Raum hervorhebt.

Eine möglichst differenzierte Analyse des Raumes kann ihrer Ansicht nach zu neuen Erkenntnissen führen. Raus Analysemethode stellt mir ein Gerüst mit dem ich Aspekte des Friedhofs wie Raumkonstruktion und Konfiguration, Raumdynamiken, die subjektive Raumkonstruktion sowie Raumpraktiken untersuchen möchte.

All diese Punkte sind wesentlich in der Beschäftigung mit Raum. Ebenso wie der Friedhof nicht unabhängig von seiner Umwelt betrachtet werden kann, ist es nicht möglich, das Konzept der Heterotopie abgelöst vom Raumdiskurs zu betrachten. Daher werfe ich auch einen Blick auf Bezüge zu anderen Raumtheorien und definiere meinen Raumbegriff.

Abgesehen vom Friedhof, der von Michel Foucault als „*offenkundigstes Beispiel*“ einer Heterotopie (Foucault 2017, 13) bezeichnet wird, war Raum retrospektiv im Laufe meines Studiums immer wieder von zentraler Wichtigkeit.

Schon bei meiner Aufnahmeprüfung wollte ich den Fokus auf „andere Räume“ legen und entwickelte eine „Geruchsradtour Simmering“, die über den „fischelnden“ Donaukanal, entlang der Autobahn, vorbei an Müllverbrennung und den angrenzenden Grillplätzen zur Kläranlage führte. In einem meiner ersten Uni-Projekte versuchten wir uns an einer Darstellung des Entstehens eines Zwischenraumes. Der prozesshafte Moment des Auftauchens beim Schwimmen, wenn sich der Mensch an der Grenze von Wasser und Luft befindet und sich ein ganz neuer Raum auftut.

Wesentlich erschien mir dabei in erster Linie der raumkonstituierende Prozess des Menschen. In dieser Arbeit möchte ich, anhand des Beispiels Zentralfriedhof Wien, den Raum als Konstruktion begreifen und die Prozesse der Entstehung und Veränderung sowie seine Strukturen und Praktiken der Nutzung betrachten.

Die Raumnutzung unterliegt häufig einem Wandel, etwa im Zuge der Aneignung durch Individuen oder Gruppen.

Durch meine aktive Beobachterrolle stellt diese Arbeit auch meine persönliche Aneignung des Raumes dar.

Dem Prozess des Radfahrens unterstelle ich diesbezüglich eine gewichtige Bedeutung. Denn das Fahrrad stellt, so Marc Augé im Gegensatz zum motorisierten Individualverkehr eine Verbindung zur Umwelt her, wodurch Bedeutung geschaffen wird. Es hilft dabei sich der Orte an denen man lebt bewusst zu werden.(vgl. Augé 2016, 59)

Erst durch diese Bedeutung wird der Ort zum Raum.

Die Auseinandersetzung mit Raum findet in vielen Fachgebieten statt. Raum ist eine der transdisziplinären Thematiken schlechthin. Eine zentrale Qualität des Lehramtsstudiums war für mich die Möglichkeit zu haben, verschiedene Disziplinen und Fachrichtungen inhaltlich zu verbinden. Die Beschäftigung mit Raum im Zuge der Diplomarbeit sehe ich daher als konsequente Weiterführung dieser Praktik.

2. Entstehung und Wandel des Friedhofs

Der Umgang mit Tod und den Toten hat eine lange Entwicklung mit vielen Veränderungen hinter sich. Vielen in Mitteleuropa sozialisierten Menschen ist der alltägliche Umgang mit dem Tod heute fremd. Die Friedhöfe am Stadtrand, die als „von den Lebenden entrückt“ bezeichnet werden, sind das nun oftmals durch Stadtwachstum und Aneignung als Erholungsraum nicht mehr. Wie sich die Beziehung zu den Toten und dem Friedhof im Laufe der Zeit verändert hat, möchte ich im folgenden Kapitel näher betrachten. Im wesentlichen befasse ich mich hier mit der europäischen christlichen Friedhofskultur.

2.1. Von Außen nach Innen

Die Entwicklung der Begräbnisstätten und Friedhöfe geht einher mit der Einstellung zu den Toten und dem Tod. Die Nähe zu den Toten wurde lange Zeit gescheut. Sie galten oftmals als unrein und der gepflegte Totenkult hatte häufig den Zweck sie am wiederkehren zu hindern.

So lagen die Friedhöfe des Altertums außerhalb der Städte, an den Rändern der Straßen, wie der Via Appia in Rom.(vgl. Ariès 1984, 9)

Auch in Wien stammt der erste Beleg eines Friedhofs aus der Zeit des römischen Reiches und befand sich im damaligen Vindobona an der Ausfallstraße Richtung Osten, also Carnuntum, etwa beim Gebiet des heutigen Arsenal.(vgl. Sachslehner 2016, 27ff)

Die Standorte am Rande der Siedlungen wurden durch Regeln und Erlässe vorgeschrieben, etwa Konstantinopel betreffend im theodosianischen Codex.

„Alle in Urnen oder Sarkophagen verwahrten Körper sollen weggeschafft und außerhalb der Stadt beigesetzt werden.“(zitiert nach Ariès 2005, 44)

Die ChristInnen folgten zunächst den Bräuchen der HeidInnen und wurden, zwar getrennt von diesen, aber in den selben Nekropolen¹ beigesetzt. Diese lagen aber immer außerhalb der Orte.

¹ Mit Nekropolen sind hier im wesentlichen die antiken Begräbnisstätten gemeint.

Das änderte sich bei den ChristInnen jedoch schnell. Zunächst in Afrika, dann in Rom. Trotz Anerkennung des „gezähmten Todes“² von beiden, unterschied sich die christliche und die heidnische Einstellung zum Tod bald entscheidend.

Bis ins 18. Jahrhundert flößten die Toten den Lebenden keine Angst mehr ein.(vgl. Ariès 2005, 45)

Dieser Wandel wurde durch den Glauben an die Auferstehung und den Kult um die MärtyrerInnen und ihrer Gräber ermöglicht.

Die Menschen suchten zunehmend die Nähe der MärtyrerInnengräber und deren Schutz bei den Kirchen, hatten diese doch einen Fixplatz im Himmel.

Diese Hoffnung war auch auf Grabinschriften zu erkennen:

„Dessen Gebeine in diesem Grabe ruhn, hat das Verdienst erworben, den Gräbern der Heiligen nahe zu sein: die Qualen des Tartarus und die Grausamkeit seiner Martern mögen ihm erspart bleiben.“(Grabinschrift zitiert nach Ariès 2005, 48)

Da die meisten MärtyrerInnen in den Nekropolen am Rand der Siedlungen begraben waren, entwickelten sich dort auch die Friedhofsbasiliken, deren Nähe ChristInnen für ihre Bestattung suchten. Um diese Bestattungsplätze herum entstanden langsam die Wohnviertel der ärmeren Menschen. Bald schon wuchsen die Vororte mit dem Stadtkern zusammen und damit auch die Wohnstätten der Toten und Lebenden. Die Friedhöfe entwickelten sich in ein Zentrum des öffentlichen Lebens, wo Märkte abgehalten, Versammlungen durchgeführt oder gespielt wurde. Der mittelalterliche Friedhof war ein multifunktionaler Ort.(vgl. Fischer 2001, 11)

Die Bischofskirchen oder Kathedralen innerhalb der Stadtmauern bargen lange keine Gräber, stellten jedoch das Zentrum der kirchlichen Verwaltung und den Sitz der Geistlichen. Die christlichen Städte des Frühmittelalters hatten somit häufig zwei religiöse Zentren.(vgl. Ariès 2005, 51)

Die ersten Gräber in innerstädtischen Kirchen gehörten Priestern, die in ihrer Pfarre beerdigt werden wollten. Diese heiligen Körper zogen wiederum andere Tote und deren Gräber an. Die Toten, die sich in den Vorstädten bereits mit den

² Der gezähmte Tod stellt eine Phase dar, in der der Tod nicht mehr gefürchtet wird. Die wilde Natur wird etwa mittels Ritualen entwaffnet.

Lebenden vermischt, kamen so auch in die Zentren der Städte. Künftig gab es keine Kirche mehr, die nicht auch als Grabstätte fungierte.(vgl. ebd. 51f)

Auch auf dem Land ließ sich ähnliches beobachten. Die Grabstätten vom Rand wurden in den Ortskern verlegt. Gelegentlich, etwa in Zeiten der Pest, wurden die außerhalb gelegenen Beerdigungsplätze jedoch noch genutzt.

Die Verlegungen entsprachen dabei nicht immer dem Wunsch der Bevölkerung, waren sie doch häufig von Stiftungsherren verordnet.

„Wir verfügen, daß die Leichname der christlichen Sachsen ad cimeteria et non ad tumulos paganorum [auf die Friedhöfe und nicht die Grabhügel der Heiden] überführt werden.“(Monumenta germaniae historica, Hannover 1875-1889, Leges V, Capitula de partibus Saxoniae, S. 43(22), Jahr 777 zitiert nach Ariès 2005, 54)

Auch die Beisetzung auf eigenem Boden war, etwa bei GroßgrundbesitzerInnen möglich. Da man jedoch im Schutze der Heiligen bestattet werden wollte, mussten diese in so einem Falle zu einem kommen. Dies geschah in Form von Reliquien. Je mehr, desto besser der Schutz. Die Heiligen wachten damit über den Domus, das Grab. Dieser Domus war eine Art Tempel, in dem auch Messen gefeiert werden konnten, die spätere Kapelle.(vgl. Ariès 2005, 54)

Die Bestattung auf dem freien Feld, die abgesonderte Grabstelle, flößte hingegen inzwischen Angst ein. Verdammte (Exkommunizierte oder Verurteilte) wurden auf dem sogenannten Schindanger beigesetzt, der oftmals auch gleichzeitig der Ort der Hinrichtung war.

„Die Leichen der Hingerichteten blieben oft Monate- , ja sogar jahrelang aufgehängt und zur Schau gestellt.“(Ariès 2005, 60)

Zwar durften Verurteilte theoretisch auf einem Friedhof begraben werden, da sie bereits Buße getan hatten, praktisch jedoch bemühte man sich Opfer von Hinrichtungen vermodern zu lassen, zu verbrennen und die Asche zu zerstreuen. SelbstmörderInnen wurde ebenfalls der Friedhof verwehrt.

Auch Exkommunizierten wurde die Bestattung auf dem Friedhof verweigert, genauso JüdInnen. Durch Übernahme der Buße von Verwandten, bei Exkommunizierten, konnte das jedoch geändert werden. Das dauerte allerdings oftmals einige Zeit. Häufig wurden daher Särge heimlich am Friedhof verscharrt oder in Astgabelungen auf Bäumen untergebracht. Petitionen konnten gestellt werden, um Leichen zu exhumieren und sie aus Kirche und Friedhof zu entfernen. Sowohl Private (etwa Geschädigte durch den/die Toten) als auch die Kirche versuchten den Vorteil einer Bestattung ausschließlich Gläubiger auf dem Friedhof zu wahren.(vgl. Ariès 2005, 62)

Wurde die Nähe zur Kirche für Friedhöfe quasi zur Verpflichtung, blieb der Kirchenraum selbst noch Jahrhunderte lang, bis auf einige Ausnahmen (bei Priestern, Bischöfen, Mönchen und manchen Laien) frei von Gräbern. So wurde im Konzil von Braga, im Jahr 563, die Bestattung in den Kirchen verboten und nur die Beisetzung neben der Kirchenmauer erlaubt.(vgl. ebd. 63)

Die Alltagswelt sah jedoch anders aus. Patronatsherren mit ihren Gattinnen bekamen einen Platz im Innenraum . Die Stifter der Kirche, etwa Könige, waren Priestern gleichgestellt, sie durften die Nähe des Leibes und des Blutes auf dem Altar teilen. Dieser beste Platz wurde als letzter Raum der Kirche versucht frei zu halten.

Vom 6. bis zum 17. Jahrhundert tauchten immer wieder Texte auf, die versuchten die Anzahl der in Kirchen bestatteten Menschen über Kategorien von Privilegierten zu beschränken.

Bis zum Ende des 18. Jahrhundert hat man jedoch nie ganz aufgehört Beisetzungen in Kirchen vorzunehmen. Noch im 17. Jahrhundert waren die Kirchen voll mit Gräbern. Oft bestand der gesamte Kirchenboden aus Grabplatten.(vgl. ebd. 66)

Auch protestantische Kirchen im 17 Jahrhundert pflegten diesen Brauch, wie an der Beerdigungsszene des niederländischen Malers E. de Witte aus dem Jahre 1655 zu erkennen ist.(vgl. ebd. 67)

Dieser Brauch stellt auch den Ursprung der Bestattungspfründen dar, die von den Geistlichen erhoben wurden. Zwar verkauften sie nicht das Begräbnis, mit Sakramenten oder Einsetzungsworten, wohl aber die Ausnahme von der Regel-

nicht innerhalb der Kirche bestattet werden zu dürfen. Die Zahlung wurde zunächst als Spende formuliert, später als Pflichtleistung gefordert.

Der Jurist Thomassin schrieb in seinem Buch *L'ancienne et la nouvelle discipline de l'Église* von 1725:

„Offensichtlich hat man für einen ansehnlicheren Platz als den auf dem öffentlichen Friedhof [d. h. für einen Platz in der Kirche] eine bestimmte Summe gefordert. Beisetzungen auf diesen Friedhöfen waren kostenlos, die Reichen wollten sich aber hervortun, indem sie sich in den Kirchen bestatten ließen; man gewährte ihnen das aufgrund ihrer Gebete und großzügiger Geschenke, und schließlich forderte man diese Geschenke wie geschuldete Verbindlichkeiten.“ (Thomassin 1725, Bd. 2, 440 zitiert nach Ariès 2005, 68)

Laien wie Klerikern war die Vorstellung eines geweihten Raumes abhanden gekommen. Trotz Verbot sahen sie keinen Widerspruch in der Nähe von Heiligen und Toten.

Die Platzierung in der Kirche bis hin zur Friedhofsaußenmauer stellte eine Hierarchie dar, die auch von der Kirchenmauer nicht unterbrochen wurde. Die beliebtesten Stellen außerhalb der Kirchen für ein Grab waren der Bereich um die Apsiden und der Vorplatz.

Das lag auch daran, dass der Begriff Kirche nicht nur das Bauwerk meinte, sondern den ganzen umgebenden Raum. Der Friedhof im eigentlichen Wortsinn war also der Kirchhof.

Da der Platz auf den geschrumpften, die Kirche umgebenden Friedhöfen beschränkter war als auf den Grabfeldern des Altertums, wurden ältere Gebeine exhumiert und in Beinhäusern aufbewahrt, die um den Kirchhof herum entstanden. Diese entwickelten sich zu beliebten und teuren Begräbnisstätten, die dem Kircheninnenraum in seiner Heiligkeit gleichgestellt waren.

Diejenigen, die sich kein Grab im Inneren der Kirche oder den Beinhäusern leisten konnten, wurden in Gemeinschaftsgräbern im Hof vergraben. Diese fassten oft

hunderte Leichname und eines davon war immer offen. Nach Monaten oder Jahren wurden sie geschlossen und neue ausgehoben. Solche Anlagen gab es ab dem 14. bzw. 15. Jahrhundert. Mit den Pestepidemien und großen Hungersnöten, die vielen Menschen zur selben Zeit das Leben kosteten, wurden sie üblich. Doch auch nach den großen Epidemien wurde an den Massengräbern festgehalten und so stellten sie bis zum Ende des 18. Jahrhundert die übliche Bestattungsform der Armen dar.(vgl. Ariès 2005, 75ff)

Wobei die Armen das gemeine Volk stellten und es Unterschiede in der Beliebtheit der Plätze (Kirchhof oder Kirche) von Gemeinde zu Gemeinde gab. Generell lässt sich sagen, dass in den großen innerstädtischen Basiliken der Innenraum beliebter war als bei ländlicheren Kirchen.

Ende des 17. Jahrhunderts war ungefähr die Hälfte der städtischen Bevölkerung innerhalb der Kirchen beigesetzt, was den Rückschluss zulässt, dass diese Form der Bestattung zu diesem Zeitpunkt kein Privileg des Adels und des Klerus mehr war, sondern auch der Mittelschicht offen stand.(vgl. ebd. 113)

2.2. Die krankmachenden Toten

Im 16. und 17. Jahrhundert setzte sich der Begriff des „öffentlichen Friedhofs“ durch. Dieser bezog sich jedoch nicht auf die Praxis des Alltagslebens, wo der Friedhof als Treffpunkt im Mittelpunkt der Stadt funktionierte, sondern auf eine Willensentscheidung. Die ProtestantInnen bestanden auf eine Zugehörigkeit zur Gemeinschaft, die sich im Friedhof abzeichnete. Der protestantische Zugang kann als „modern“ betrachtet werden. Das Heil der Verstorbenen oblag allein Gott. Fürbitten oder Ablasszahlungen, die bei den KatholikInnen Einfluss auf das Seelenheil hatten, wurden abgeschafft. Ebenso das Fegefeuer. Die Begräbnispredigten richteten sich an die Hinterbliebenen.(vgl. Fischer 2001, 15) Für die, nun zentralen, Hinterbliebenen wurde der Friedhof zum Ort des Gedenkens.

Der katholische Bischof Henri de Sponde bemerkte in seiner Streitschrift von 1598:

„Es widerstrebt Euch, zu Euren Lebzeiten sowohl die Kirchen als auch die Friedhöfe zu betreten, und doch fürchtet Ihr Euch nicht, Euch als Tote in den Kirchen und auf den Friedhöfen beisetzen zu lassen.[...] Diese Grabstätten und Friedhöfe, die heute vorhanden sind und die Ihr Euch aneignen wollt, sind nicht mehr die alten, die Ihr Euch vorstellt. Ihr habt jene alten geschleift, und wir haben diese neuen angelegt[...]. Ihr habt hier nichts mehr zu schaffen“(De Sponde 1598, zitiert nach Ariès 2005, 405f)

De Sponde sprach von der Schleifung der Friedhöfe. Er meinte damit die Verlegung der Friedhöfe, vor allem in Städten wo es Auseinandersetzungen zwischen ProtestantInnen und KatholikInnen während der Religionskriege gab. (vgl. Ariès 2005, 407)

Martin Luther selbst verfasste Texte über Friedhöfe, in denen er auch die Verlegung dieser befürwortete:

„Denn ein begrebnis solt ja bilich ein feiner stiller ort sein, der abgesondert were von allen oertern, darauff man mit andacht gehen und stehen kuendte, den tod, das Juengst gericht und auferstehung zu betrachten und beten.“(Luther 1901, 375; zitiert nach Fischer 2001, 16)

Luther störte sich offenbar an der Multifunktionalität des mittelalterlichen Friedhofs.

So wurden zunächst im 17. Jahrhundert die Friedhöfe, die an die Kirche grenzten, in die nähere Umgebung verlegt, um sie in einem zweiten Schritt noch weiter von der Kirche entfernt neu zu weihen.

Einige der alten Friedhöfe wandelten sich in Märkte um, meist aber wichen sie den Erweiterungsbauten der Kirchen.

Die so gegründeten Friedhöfe in den Vorstädten dienten auch der topographischen Unterscheidung der Toten in Reich und Arm. Die zumindest in der Nähe der Kirche gelegenen Friedhöfe dienten den Reichen als Ruhestätte, während die Armen in die Vorstadt kamen. Zudem gab es auf den neuen Friedhöfen ebenso eine Platzhierarchie, die etwa mit architektonischen Bauten

(Arkaden) geschaffen wurde. Auch die Ausformulierung der Grabsteine oder Monumente diente der Inszenierung des eigenen Status´.

Gegen Ende des 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts wählten auch immer wieder Leute von Stand aus Demut, bürgerlicher Tugend oder sozialem Verantwortungsgefühl eine einfache Bestattung auf dem Friedhof.

Der beschriebene Ablauf der Friedhofsverlegungen lief dabei nicht nur von Land zu Land, sondern von Region zu Region bzw. Ort zu Ort unterschiedlich ab.

In ländlichen Gebieten behielt der kleine, innerstädtische Kirchhof lange seine Funktion als Bestattungsort.(vgl. Fischer 2001, 12f)

In Neuengland war keine Rede von einem Grab in der Kirche. Diese befanden sich ausschließlich auf dem Friedhof.

Der Landfriedhof, das Grab in der freien Natur, entwickelte sich hier zu einem prägenden Bild des Todes. Auch Parkfriedhöfe im Sinne eines aufklärerischen Landschaftsgartens waren und sind dort, wie auch in Deutschland und England weit verbreitet.

Die Bedeutung der Gräfte nahm in dieser Zeit zu.

Die Bestattung der Toten in Gräften und Massengräbern die nur spärlich mit Erde verdeckt oder oftmals überhaupt offen waren, inmitten der Städte, zogen unangenehme Gerüche und ungesunde Verhältnisse mit sich. Doch schienen die Menschen sich damit abgefunden zu haben. Erst im 18. Jahrhundert beschwerten sie sich zunehmend über die Verwahrlosung der Friedhöfe, sowohl ethischer Natur, also im achtlosen Umgang mit den Toten, als auch über die tatsächlichen Ausdünstungen der Friedhöfe.(vgl. Ariès 2005, 604f)

Der Zusammenhang zwischen diesen Ausdünstungen der Friedhöfe und den krankmachenden Toten, wurde in Zeiten großer Pestepidemien wohl erkannt, doch konnten sich selbst die Ärzte die Phänomene von explodierenden Körpern und ähnlichem nicht recht erklären und warnten so auch nicht die Bevölkerung.

Der Teufel streift, nach seiner Bannung vom Friedhof, so der Glaube, noch in der Nähe umher und bloß eine kleine Lücke im heiligen Raum genügt ihm für seine Rückkehr. Die Pest, der Teufel und der Friedhof bildeten somit ein gemeinsames Gespann.

Der Friedhof war eigenartiger Weise zum Einen der von der Kirche dem Teufel abgenommene, eroberte Raum, der auch an diesen zurück fallen konnte. Zum Anderen stellte er aber den ewigen, für immer heiligen Raum dar, weshalb auch gezögert wurde ihn zu verlegen.(vgl. ebd. 606)

Die oben erwähnte 1. Welle der Friedhofsverlegungen im 16. und 17. Jahrhundert diente vor allem der Erweiterung von Kirche und Friedhof. Hygienische Argumente wurden vor allem von ProtestantInnen herangezogen. Vielerorts änderten sich diese aber noch länger nicht.

Erst im 18. und 19. Jahrhundert änderte sich die allgemeine Einstellung zu den hygienischen Verhältnissen und der Sauberkeit. Das führte zu einer 2. Welle der Friedhofsverlegungen.

1745 beschrieb der Abbé Porée die Beisetzung in den Kirchen als der Volksgesundheit wie auch der Würde des Kultes schädlich:

„[...] weil wir durchaus das Recht haben, die Gesundheit und die Sauberkeit zu lieben, die so weitgehend dazu beiträgt, sie zu erhalten.“(Abbé Porée 1745, zitiert nach Ariés 2005, 608)

Weiters schlug er die Verlegung der Friedhöfe vor, um die Kirchen zu säubern:

„[...] das sicherste Mittel, um dort die Gesundheit der Luft, die Sauberkeit der Tempel und die Gesundheit der Gläubigen zu pflegen und zu erhalten, Güter von höchster Wichtigkeit.“(Abbé Porée 1745, zitiert nach Ariés 2005, 609)

Doch nicht nur die Gesundheit stand für ihn im Fokus, auch die erneute, und strikte Trennung von Lebenden und Toten sollte wieder hergestellt werden.

„[...] sollen in Ewigkeit vom Rest der Lebenden geschieden bleiben[...]. [...] die Toten sollen, aus Furcht, daß sie den Lebenden Schaden antun könnten, nicht nur die Quarantäne einhalten, sondern auch ein Verbot achten, das erst am Ende der Zeiten aufgehoben wird.“(Abbé Porée 1745, zitiert nach Ariés 2005, 609)

In diesen Aussagen sieht Ariés die Wurzel der Zurückweisung der Toten in unserer postindustriellen Gesellschaft, merkt aber auch an, dass der Abbé Porée mit der Verlegung wohl eher eine steigende Wertschätzung für beide Orte erwartet hatte.

Mitte des 18. Jahrhunderts begann auch die Verwaltung den Zusammenhang von Krankheit und Friedhöfen zu sehen und untersuchte diesen. Man stellte Überlegungen zur Verbesserung der Situation an. Ärzte schlossen übernatürliche Phänomene inzwischen aus und entwickelten die Theorie der Luftzirkulation³. Auch erkannten sie die Gefahr der Grundwasserverseuchung.(vgl. Bauer, 1988, 14)

Es wurde beobachtet, dass die in der Nähe von Friedhöfen lebenden Menschen am meisten von Seuchen betroffen waren. Die Luft zersetzte die lebenden Dinge. AnrainerInnen von Friedhöfen konnten in ihren Vorratskammern nichts lange lagern und auch Wunden eiterten dort mehr als im Rest der Stadt.(vgl. Ariés 2005, 612f)

Die Erkenntnis, dass Feuer und Asche sowie der Rauch gegen manche Krankheiten halfen, wurde erlangt. Doch die anhaltenden Klagen über die nun im Allgemeinen als ungesund gesehene Friedhöfe führten dazu, dass nach Orten am Stadtrand gesucht wurde, um die Friedhöfe zu verlegen.

2.3. Von Innen nach Außen

Im 19. Jahrhundert schließlich sprach man den Friedhöfen und dem Bestattungswesen sukzessive ihre historische Verbindung zur Kirche ab. Ihre Verwaltung sollte von der Kirche abgekoppelt und der Stadt bzw. Gemeinde unterstellt werden. Dies ist in Wien ab der Gründung der kommunalen Friedhöfe zu erkennen. Zwar war die Bestattung noch in der Kompetenz der Kirche, die

³ Man ging von einer Übertragung der Krankheiten durch die Luft aus.

Errichtung der Friedhöfe jedoch schon eine öffentliche Aufgabe.(vgl. Bauer 1988, 68)

Kirchen und Pfarren sollte es ursprünglich auf den neuen Friedhöfen nicht geben, mit der offiziellen Begründung, dass die Gläubigen nicht ihrer Pfarren entfremdet werden sollen.

Generell war die Frage der Konfession für die neuen, nun von den Kirchen abgekoppelten Friedhöfe eine intensiv diskutierte. So auch auf dem Wiener Zentralfriedhof.

Die räumliche Entfernung von Kirche und Friedhof veränderte jedenfalls die Begräbniszeremonien. Manche einflussreiche AutorInnen der Zeit wünschten sich eine komplette Trennung von Kirche und Friedhof, wo Menschen aller Religionen ruhen sollten, ohne dass eine Unterscheidung möglich sei. Kreuze oder andere religiöse Symbole wären auf diesem Friedhof verboten.(vgl. Ariès 2005, 647)

Die Bestattung auf dem eigenen Land, die Einbettung in den Landschaftsgarten blieb, aus England kommend, unter den Wohlhabenden verbreitet. Ein amerikanisches Modell ist das Gründen von Privatfriedhöfen einiger weniger Menschen.

Die allermeisten Menschen wurden jedoch auf den neuen großen Friedhöfen, wie dem 1874 eröffneten Wiener Zentralfriedhof, am Rande der Stadt bestattet. Diese waren aber nicht nur ein gesunder Verwahrungsort. Sie haben den Grabschmuck der Kirchen geerbt und wurden damit, auch wenn es der kirchlichen Tradition widersprach, ebenso zu einem religiösen Gedächtnisraum. Im 20. Jahrhundert wurde der Friedhof sukzessive erneut zur kulturellen Institution für die Lebenden. Friedhöfe waren wieder zu Besuchszielen geworden.(vgl. ebd. 668)

3. Der Friedhof als gelebter Raum

Vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert entsprach der Friedhof einem öffentlichen Platz des sozialen Lebens.

Die weltliche Macht endete an der Kirche. Der Friedhof war Teil dieser Kirche, sodass innerhalb ihrer Mauern Lebende und Tote von Gott geschützt wurden. Außenstehende Machthaber hatten keinen Zugriff auf den Friedhof, der damit auch ein Zufluchtsort mit Asylfunktion war.

So entstanden etwa Friedhöfe, die ausschließlich dazu angelegt und geweiht wurden, um den Lebenden Zuflucht zu gewähren und auf denen die Beisetzung von Toten ausdrücklich verboten war.(vgl. Ariès 2005 84)

Die Zufluchtsuchenden weigerten sich zum Teil den Friedhof wieder zu verlassen und richteten sich dauerhaft ein. Sie wohnten auf Kammern über den Beinhäusern oder errichteten feste Unterkünfte und eigneten sich so den Raum Friedhof an. Die Kirche verlor teilweise die Kontrolle über die Nutzung und forderte, dass die Flüchtlinge nach Kriegsende den Friedhof wieder verlassen mussten.

Das Bewohnen der Grabstätten wurde dabei von den Geistlichen durchaus nicht als anstößig empfunden. Auch die BewohnerInnen dürften sich nicht an der Nachbarschaft zu den Toten, den offenen Massengräbern und den Bestattungen gestört haben.

Jedoch überwucherten die Wohnflächen die Grabstellen teilweise in einem Maße, dass keine Bestattungen mehr vorgenommen werden konnten. Der Friedhof hatte die Bedeutung eines Wohnortes angenommen.(vgl. Ariès 2005, 83-85)

Er blieb jedoch Friedhof und stand auch allen anderen EinwohnerInnen der Gemeinde offen, um dort zu spielen, spazieren zu gehen, sich zu treffen und zu versammeln. Er diente als Hauptplatz und hatte einen gemeinschaftlichen, öffentlichen Charakter, wie es sonst zu dieser Zeit nirgends anders der Fall war, abgesehen von den Straßen, die jedoch teilweise als gefährlich betrachtet wurden.(vgl. Ariès 2005, 86)

Der Friedhof und die Kirche waren außerdem der Platz für die Verkündung von Urteilen, die öffentlich stattzufinden hatte. Auch Gesetzesänderungen oder Kundmachungen wurden nach der Predigt verkündet, stellte er doch den wichtigsten Versammlungsort der Menschen.

Dadurch entwickelte sich der Friedhof zu einem wichtigen Marktplatz, wo Wein, Bier, Nahrung und andere Produkte verkauft wurden. Im 15. Jahrhundert stellte die Kirche Versuche an, profane und richterliche Aktivitäten zu verbieten, um die heiligen Orte zu schützen.

„Insgesamt gesehen sind die Verbote der Konzilien wirkungslos geblieben. In Wirklichkeit hat keine theologische Erwägung, keine juristische oder moralische Autorität verhindern können, daß Kirche und Friedhof der Gemeinde als Ort der Zusammenkunft dienen, solange sie, als lebendiges Ganzes, das Bedürfnis verspürt hat, sich in regelmäßigen Abständen zu versammeln, um sich direkt selbst zu verwalten und ein Gefühl der Zusammengehörigkeit unter Beweis zu stellen.“(Ariès 2005, 91)

Am Friedhof wurden jahrhundertlang vergnügliche, religiöse, richterliche, politische und kommerzielle Aspekte des Zusammenlebens gepflegt. Für eine sehr lange Zeit, bevor er außerhalb der Stadt isoliert wurde, war er das öffentliche Zentrum des Zusammenlebens, und damit ein wesentlicher Teil des sozialen Raumes der Menschen.(vgl. Ariès 2005, 94)

Das änderte sich aber spätestens mit den Friedhofsverlegungen an den Stadtrand im 19. Jahrhundert.

Der in der Peripherie errichtete Zentralfriedhof von Wien hat seine ursprüngliche Abgeschlossenheit inzwischen teilweise verloren und seine räumliche Bedeutung verändert sich. Viele Wohnbauten sind, vor allem ab der Mitte des 20. Jahrhunderts, in seiner Umgebung entstanden. Die bestehenden Grünflächen wurden immer mehr verbaut, sodass es heute nicht verwundert, wenn die Menschen aus dem Umkreis den Friedhof wieder als Erholungsort nutzen. Neben TouristInnen, die ihn als Attraktion besuchen, ist der Friedhof für die AnwohnerInnen wieder zum Teil ihres alltäglichen Lebens geworden.

3.1. Lebensraum, Milieu oder Territorium

Im Kontext des gelebten Raumes stößt man in der Raumtheorie unweigerlich auf den Begriff Lebensraum. Dieser ist kein unumstrittener und wurde in der Historie der Raumtheorien unterschiedlich verwendet, sodass er einer Definition bedarf. Diese Definition führt mich auch zu meinem Raumbegriff:

Friedrich Ratzel strich in seinem Werk *Anthropogeographie* die Wechselwirkung von Mensch und Raum im Gegensatz zu Mensch und Natur heraus. Ein wesentlicher Punkt bei Ratzel ist dabei der Raum als biologischer Lebensraum, den er so definiert:

„Wenn die Natur eines Raumes sich umgestaltet, verändert er sich auch als Lebensraum.“(Ratzel 1966, 6 zitiert nach Günzel 2017, 39)

Dieser Begriff des Lebensraums wurde später ein wesentlicher Bestandteil der nationalsozialistischen Ideologie des „Volksraumes“ (Volk ohne Raum - Raum ohne Volk).(vgl. Rau 2013, 29ff)

Günzel sieht das Problematische an der „Lebensraumtheorie“ vor allem in der Übertragung auf den Menschen, da hier ein Wandel vom angestammten Aufenthaltsort zum Anrecht einer völkischen Gruppe auf die Einnahme eines Bodens stattfinden kann.(vgl. Günzel 2017, 39)

Der Begriff „Lebensraum“ ist nicht per se als rassistisch einzustufen, so Günzel. Die Psychologin Martha Muchow etwa verwendet den Begriff in einer Studie des Lebensraumes des Großstadtkindes nicht im Sinne eines natürlichen Bodens, sondern als gelebten Raum.(vgl. Günzel 2017, 39)

„Umwelt oder Milieu bezeichnet demzufolge kein territoriales Gebiet, sondern den Umstand des räumlichen Eingelassen-Seins.“(Günzel 2017, 90 vgl. nach Kruse 1974)

3.2. Aneignung von Raum

Der Philosoph und Soziologe Henri Lefebvre ging davon aus, dass sich jede Gesellschaft ihren eigenen Raum schaffen kann. Mit Lefebvre wurde die Vorstellung des Raumes als etwas Gegebenes obsolet. Räume entstehen durch die Menschen, werden von ihnen wahrgenommen, gestaltet und individuell oder kollektiv von ihnen angeeignet. (vgl. Rau 2013, 52)

Die derzeitige Wiederaneignung des Friedhofs als Erholungs- und Kulturraum stellt einen Wandel des Zentralfriedhofs dar.

Manche neuen Nutzungsformen sind inzwischen institutionalisiert und werden von den Friedhöfen sogar gefördert.

In der Bestattungsanlagenordnung der Friedhöfe Wien GmbH, gültig ab 1. Jänner 2011 steht dazu:

„Die Friedhöfe sind ein Spiegelbild der Geschichte der Stadt Wien und ihrer Bevölkerung. Sie sind Ausdruck der Kultur, der Traditionen und der religiösen Empfindungen der Gesellschaft sowie ihrer Entwicklungstendenzen.“ (Bestattungsanlagenordnung der Friedhöfe Wien GmbH 2010, 4)

Die Entwicklungstendenzen der Gesellschaft werden in der stetig steigenden Bedeutung des Friedhofs als Erholungsraum und dem Schrumpfen von klassischen Bestattungsflächen und der damit einhergehenden Umnutzung der Flächen zu erkennen sein.

„Die Flächen der Friedhöfe stellen einen beträchtlichen Anteil der städtischen Grünflächen dar und bilden somit einen wichtigen Beitrag zum Erhalt des Lebensraumes für die städtische Tier- und Pflanzenwelt. Die Friedhöfe dienen auch als Ruhe- und Erholungsraum.“ (Bestattungsanlagenordnung der Friedhöfe Wien GmbH 2010, 4)

Doch der Aneignung von Raum gehen häufig Aushandlungsprozesse voraus. Bestehende Verhaltensregeln, moralische Grundsätze werden in der Regel neu ausverhandelt bevor es zu einer breiten Akzeptanz kommen kann.

Während „Spaziergehen“ mit dem derzeitigen Ruhe und Erholungskonzept der Friedhöfe Wien im Einklang steht, sind andere Nutzungen, wie Sport betreiben, in ihrer Akzeptanz noch ein Grenzbereich. So wird weder Laufen noch Radfahren explizit erlaubt oder verboten.

Aber:

„Die Benützung von Sportgeräten, wie Skateboards, Rollschuhen und Inlineskates, sowie das Ballspielen sind nicht erlaubt.“(Bestattungsanlagenordnung der Friedhöfe Wien GmbH 2010, 9)

An diesem Punkt muss die spezielle Rolle des neuen jüdischen Friedhofs aber auch des evangelischen Friedhofs am Zentralfriedhof erwähnt werden. Sie sind von den anderen Teilen des Zentralfriedhofs getrennt und haben eigene Friedhofsordnungen. Ihre Entwicklung verläuft zum Teil entscheidend anders. Sowohl die Bestattungskultur als auch die Nutzung als Kultur- und Erholungsraum unterscheidet sie vom interkonfessionellen Teil des Zentralfriedhofs.. Sie bedürften einer eigenen Untersuchung.

Neben tatsächlichen, festgeschriebenen Regeln sind am Friedhof außerdem gesellschaftliche Normen von großer Bedeutung. So wird immer wieder recht allgemein der pietätvolle Umgang mit den Toten und ihrer letzten Ruhestätte betont. Dieser Umgang unterliegt einem ständigen Wandel. Was als noch pietätvoll oder schon respektlos angesehen wird, ist Teil des Aushandlungsprozesses im Zuge der Aneignung von Raum.

3.3. Beobachtung und Raumbegriff

Wie schon am Begriff „Lebensraum“ zu erkennen war, gibt es durchaus keinen Konsens in der Diskussion was Raum ist und wie sich ein solcher definiert bzw. der Begriff verwendet wird.

Eine wesentliche Definition der Begriffe Ort und Raum stammt von Michel de Certeau:

„Zu Beginn unterscheide ich zwischen Raum [espace] und Ort [lieu] [...]. Ein Ort ist die Ordnung (egal, welcher Art), nach der Elemente in Koexistenzbeziehungen aufgeteilt werden. Damit wird also die Möglichkeit ausgeschlossen, daß sich zwei Dinge an der selben Stelle befinden. [...] Ein Ort ist also eine momentane Konstellation von festen Punkten. Ein Raum entsteht, wenn man Richtungsvektoren, Geschwindigkeitsgrößen und die Variabilität der Zeit in Verbindung bringt. Der Raum ist ein Geflecht von beweglichen Elementen. Er ist gewissermaßen von der Gesamtheit der Bewegung erfüllt, die sich in ihm entfaltet. [...] Insgesamt ist der Raum ein Ort, mit dem man etwas macht.“(De Certeau 1988, 218 zitiert nach Däumer, Gerok-Reiter, Kreuder 2010, 9)

De Certeau stellt diesbezüglich auch einen Vergleich zwischen Karte und Reise an, der seine Idee verdeutlicht:

„Während Orte aus Karten hervorgehen und den Raum töten, wird der Raum durch das Handeln der Menschen belebt oder tritt allererst ins Dasein.“(Günzel 2017, 94f)

Der Ort wird demnach durch die Bewegung verräumlicht. Das Handeln ist entscheidend.

Die Entdeckungsfahrten, welche der Kolonialisierung der Welt vorausgingen sind dafür ein gutes Beispiel. Sie stellen eine Form der Weltaneignung dar, die zunächst über Reiseberichte Bilder dieser Fremde produzierten.

In der Folge entsteht jedoch die Geographie als Disziplin, welche mit Karten arbeitet, die bis heute unser Weltbild prägen.

Doch gibt es auch Beispiele wo versucht wird, diesen Blick von Oben in Form von Grundrissdarstellungen (Pläne, Karten) über Bord zu werfen. So etwa der englische Landschaftsgarten. In der Abgrenzung vom barocken Garten spielt die Beschreibung über einen beweglichen Standpunkt eine wesentliche Rolle. Nicht

durch den Blick von Oben, sondern durch die Bewegung im Raum wird dieser konstituiert und erfährt Bedeutung.(vgl. Hajós 1989, 119)

Dieser Gedanke ist der Grundgedanke der heutigen Raumforschung und wird auch von Augé aufgegriffen, wenn er von Nicht-Orten, also Orte ohne besondere Identität spricht und sich fragt wie solche Orte wieder Bedeutung erlangen könnten.

Eine solche Möglichkeit zur Wiederaneignung des städtischen Raumes, also zur Schaffung von Bedeutung oder Identität, erkennt er im Fahrrad.

„Vielleicht kann das Fahrrad tatsächlich eine bestimmende Rolle spielen, wenn es darum geht, den Menschen zu helfen, sich ihrer selbst und ihrer Orte, an denen sie leben, wieder bewusst zu werden, indem es zumindest für die Radler die Bewegung umkehrt, die die Städte aus sich selbst hinauskatapultiert. Wir brauchen das Fahrrad, um uns wieder auf uns selbst und auf die Orte, an denen wir leben, zu konzentrieren.“(Augé 1016, 59f)

Augé bezieht sich hier auf Paul Virilio, der eine Dezentrierung der Stadt sieht, die sich immer mehr durch das Außen definiert, wenn es zur obersten Prämisse wird schnell in sie hinein und aus ihr heraus zu kommen. (Dazu mehr in Kapitel 10.) Paul Virilio wird oftmals der Psychogeographie zugeschrieben, einer transdisziplinären Fachrichtung, welche die Auswirkungen der Architektur und Geographie auf die Wahrnehmung und Verhaltensweisen der Menschen untersucht. Geprägt wurde die Psychogeographie von der Künstlergruppe „Situationistische Internationale“⁴. Diese beschäftigte sich kritisch mit Stadtentwicklung und versuchte, etwa durch zielloses Umherschweifen sich Raum jenseits kapitalistischer Muster anzueignen.

Diesen Ideen und Konzepten folgend, möchte ich meine Untersuchung der räumlichen Verhältnisse am und um den Zentralfriedhof und auch meine eigene

⁴ Die Situationistische Bewegung rund um Guy Debord wurde 1957 gegründet. Sie versteht Städte als Resultat von Ideologien, die durch die Orte wieder auf die Menschen wirken.

Raumaneignung verstanden wissen. Das Fahrrad ist, so auch der Kulturanthropologe Roland Girtler, für diesen Zweck besonders geeignet.(vgl. Girtler 2001, 23ff)

Es ermöglicht ein Tempo, das mich die Weitläufigkeit des Friedhofs und seiner Umgebung sowie seine Einbindung in die Stadt erfahren lässt, lässt mir aber genug Zeit, um zu schauen und zu beobachten. ⁵

Mittels Beobachtungen versuche ich aktuelle Entwicklungen am und um den Friedhof zu erkennen. Mit dem Fahrrad erfahre ich den Raum und bin Teil der BesucherInnen auf dem Friedhof.

Insofern stellt die Beobachtung aus dem Inneren heraus auch meine eigene Raumaneignung dar, denn ich beobachte nicht nur retrospektiv mit Büchern vom Schreibtisch aus, ich bin selbst Teil des Raumes und schaffe mir einen bedeutungsvollen Raum.

In dieser Arbeit schließe ich mich den Vorstellungen de Certeaus und Lefebvres an und begreife den Raum als einen gelebten Ort. Insofern liegt für mich die Nähe zum anthropologischen Raumbegriff⁶ auf der Hand, vor allem um aktuelle Geschehnisse erfassen zu können. Um diese Betrachtungen in einen größeren Kontext einordnen zu können, sind jedoch auch historische Aspekte notwendig. Die Beobachtungen vom Fahrrad aus dienen mir daher als Ausgangspunkt für meine weitere Beschäftigung mit den räumlichen Verhältnissen des Friedhofs. Da ich nicht in der Gefahr stehe eine Reputation als Anthropologe oder Historiker zu verlieren, werde ich entgegen den von Augé formulierten Regeln handeln und

⁵ Zudem fällt verkehrshistorisch der Aufschwung des Fahrrades in die Anfangszeit des Zentralfriedhofs. Um 1900 wurde das Fahrrad vom Sport- zum Alltagsfahrzeug und so auch für den Besuch des Friedhofs entscheidend.(vgl. Békési 2005, 120)
Mein Tempo entspricht also dem von vor 150 Jahren, was vor allem für das Verständnis von Peripherie und Zentrum wichtig ist.

⁶ Augé meint, alles was von der direkten Beobachtung wegführt, führe von der Anthropologie weg. So sieht er HistorikerInnen, die sich mit Anthropologie beschäftigen nicht als AnthropologInnen, denn sie berufen sich auf die Vergangenheit und Dokumente. AnthropologInnen mit historischem Interesse sind wiederum keine HistorikerInnen wie Augé betont.

Der/die FeldforscherIn hat zudem die Möglichkeit, durch seine/ihre Beobachtungen zu ermitteln, ob die zuvor überlegten Theorien richtig waren, oder nicht. Der/die HistorikerIn hingegen hat den Vorteil zu wissen, wie es weiter gegangen ist.(vgl. Augé 2014, 24-25)

in einer Art methodischem Anarchismus, durch Verbinden von Historischem und Aktuellem, räumliche Entwicklungen am und um den Friedhof versuchen zu verdeutlichen.

Ein Raumkonzept das sich in der Betrachtung von Friedhof aufdrängt und das Ausgangspunkt meiner Beschäftigung mit diesem war, ist das der Heterotopie von Michel Foucault, welches ich im folgenden Kapitel vorbereitend darlegen möchte.

4. Die Heterotopie

Die Heterotopie ist ein von Michel Foucault formuliertes Raumkonzept, in dem er den Begriff der „anderen Räume“ einführt. Zunächst 1966 in einem Radiovortrag für France Culture⁷ („Die Heterotopien“), weiters auszugsweise in einem im Folgejahr veröffentlichten Aufsatz sowie dem 1984 freigegebenen und veröffentlichten Text „Andere Räume“, stellt Foucault nicht nur Grundsätze auf, die sein Konzept untermauern sollen, sondern setzt damit, nach Stephan Günzel, den Spatial Turn⁸ in den deutsch-französischen Kulturwissenschaften in Gang. (vgl. Günzel 2017, 97f)

In den fast zwanzig Jahren zwischen 1966 und 1984 waren die Texte weitgehend vergessen, oder wurden nicht rezipiert.

1984 entdeckte die internationale Bauausstellung in Berlin die Heterotopie wieder und wählte sie zu ihrem Leitfaden. Im Zuge dessen wurde der Text „Andere Räume“ im Sterbejahr Foucault's erneut publiziert.

Dieser daraufhin immer wieder nachgedruckte Text stellt eher ein Grundgerüst, als eine ausgearbeitete Theorie dar, der jedoch häufig rezipiert und auf alle möglichen Raumsituationen angewandt wird. (vgl. Hasse 2007, 74)

Die Offenheit des Konzeptes birgt, so die Ansicht vieler RaumexpertInnen die Gefahr der Fehldeutung und Interpretation.

So befürchtet etwa Günzel, dass durch die rückhaltlose Rezeption des Foucaultschen Raumkonzeptes, dieses an analytischem Wert verlieren würde. (vgl. Günzel 2017, 102)

⁷ Foucault hielt zwei Vorträge („Die Heterotopien“, „Der utopische Körper“) bei der Vortragsreihe über Utopie und Literatur. Diese wurde von Robert Valette für France-Culture produziert. Foucault war häufig an Aufzeichnungen für den Kultursender beteiligt. (vgl. Defert 2017, 71)

⁸ Als Spatial Turn wird vereinfacht die Wende zum Raum als eine kulturelle Kehre genannt. (vgl. Günzel 2017, 107). Es handelt sich um einen Paradigmenwechsel, der dem Raum als kulturelle Größe Bedeutung zumisst, im Gegensatz zur vorherigen Periode, in der allein die Zeit im Zentrum kulturwissenschaftlicher Untersuchungen stand.

Über den langen Zeitraum von 1966 bis 1984 beschrieb auch Foucault selbst die Heterotopie unterschiedlich.

So sieht er sie in „Die Ordnung der Dinge“ nicht mehr so sehr als Gegenwelt wie zunächst formuliert, sondern als medialen Träger, der Objekte miteinander in Beziehung setzt, die sonst nicht zusammen erscheinen können.(vgl. Däumer, Gerok-Reiter, Kreuder 2010, 19; vgl. Dünne 2010, 33)

Er verwendet die Heterotopie als eine Art Untersuchungsmethode von Raum.⁹

Die Idee der Heterotopie, von der wirklich existierenden Utopie, ist aber in vielen seiner Arbeiten wie der „Geburt des Gefängnisses“ oder in seinen Gedanken zum „Gebrauch der Lüste“ in der Antike erkennbar.(vgl. Chlada 2005, 10)

Das Wort Heterotopie selbst ist keine Neubildung Foucaults, sondern hat bereits eine Bedeutung in der pathologischen Anatomie und bezeichnet eine anomale Lage von Zellen. Ebenso ist das Foucaultsche Konzept nicht abgelöst vom Raumdiskurs zu betrachten.

Als anomale Lage könnte man auch die des Wiener Zentralfriedhofs aus der Sicht einer mittelalterlichen Stadt bezeichnen. Aus dem Zentrum der Stadt an die Peripherie gedrängt.

Von Foucault wird der Friedhof als offenkundigstes Beispiel einer Heterotopie bezeichnet. Im folgenden möchte ich Bezugspunkte des Konzeptes erläutern, um in weiterer Folge, nach einer kurzen Entwicklungsgeschichte des Wiener Zentralfriedhofs, wesentliche Merkmale der Heterotopie und des Friedhofs erkennen zu können. Ich gehe dabei der Frage nach, was den Friedhof zu diesem Paradebeispiel einer Heterotopie macht, von welchem Friedhof Foucault überhaupt spricht und inwiefern sein Konzept auf diesen noch zutreffend ist oder sich verändert hat.

⁹ Foucault spricht in seinem Vortrag von 1966 zunächst von den Grundsätzen der Heterotopologie, der Wissenschaft der Heterotopie (vgl. Foucault 2017, 12), um in dem später veröffentlichten Text(1984) explizit nicht von einer Wissenschaft der Heterotopie zu sprechen, sondern von der Heterotopologie als einer systematischen Beschreibung zur Analyse, Studium und Beschreibung dieser anderen Orte.(vgl. Foucault 1992, 40)

4.1. Utopie und Heterotopie

Foucault konstatiert, das 20. Jahrhunderts sei das Jahrhundert des Raumes. Neben den realen Orten geht Foucault aber auch davon aus, dass es solche Plätze gibt, die keinem Raum angehören, auf keiner Karte verortet sind oder festgeschrieben werden können. Diese Platzierungen ohne wirklichen Ort nennt Foucault unwirkliche Räume, also Utopien.(vgl. Foucault 1992, 38f)

Weiters meint Foucault gibt es neben diesen unzuordenbaren Räumen auch Utopien, die einen exakt bestimmbar Ort, sowie eine bestimmbar Zeit besitzen.(vgl. Foucault 2017, 9)

„Wahrscheinlich schneidet jede menschliche Gruppe aus dem Raum, den sie besetzt hält, in dem sie wirklich lebt und arbeitet, utopische Orte aus und aus der Zeit, in der sie ihre Aktivitäten entwickelt, unchronische Augenblicke.“(Foucault 2017, 9)

Diese Orte nennt Foucault Heterotopien.

Heterotopien sind im Gegensatz zu den unwirklichen Orten, tatsächlich realisierte Utopien. Sozusagen Orte außerhalb aller Orte. Es sind wirkliche Orte in einer Gesellschaft, in denen diese realisierten Utopien die wirklichen Plätze repräsentieren, bestreiten oder wenden. Er nennt sie auch Gegenwelten.(vgl. Foucault 1992, 39)

Foucault meint, dass die Menschen nicht in einem leeren, sondern in einem gegliederten, unterteilten Raum mit verschiedenen Teilen, die leicht oder schwer zu durchbrechen sind, leben. Es gibt Übergangsbereiche wie Straßen oder Züge, offene Plätze wie Kaffeehäuser oder Strände und geschlossene Bereiche wie das Zuhause.(vgl. Foucault 2017, 10)

„Unter all diesen Orten gibt es nun solche, die vollkommen anders sind als die übrigen. Orte, die sich allen anderen widersetzen und sie in gewisser Weise sogar auslöschen, ersetzen, neutralisieren oder reinigen sollen. Es sind Gegenräume.“(Foucault 2017, 11)

Als typische lokalisierte *Orte jenseits aller Orte* (Foucault 2017, 10) nennt er unter anderem Gärten, Friedhöfe, Bordelle, Gefängnisse, Feriendörfer¹⁰ und das Schiff.

Marvin Chlada bezeichnet die Heterotopie als radikalisierte und gelebte Utopie. Foucault möchte jedoch, so Chlada kein Idealbild, wie in der Utopie zeichnen.

4.2. Bezüge

Foucault ist eher bei der Theorie der Heterologie von Bataille anzusiedeln.

Der Philosoph Georges Bataille spricht bereits in den 1930er Jahren von der „Heterologie“, der Wissenschaft vom Ausgeschlossenen. Sie beschäftigt sich mit dem „Abfall“ der Gesellschaft, der nutzlosen Verausgabung, dem wahnsinnigen Lachen, der Erotik und der Gewalt.(vgl. Chlada 2005, 13)

Die Kultur soll aus Sicht der ausgegrenzten oder tabuisierten Bereiche der Gesellschaft definiert werden und sich gegen die bürgerliche Schicht richten.

In Batailles Heterologie soll das Verhältnis des Heterogenen und Homogenen in der Gesellschaft bestimmt werden. Nach Chlada kann man die Wissenschaft der Heterotopie als einen Teil der Heterologie sehen, insofern beide den gleichen Ausgangspunkt haben. Grenzen zu überschreiten.(vgl. ebd. 85)

Konkreter bezieht sich Foucault in seiner Theorie auf Bachelard und dessen Konzept vom inneren und äußeren Raum und erweitert diesen Begriff. Auch sind ethnologische Verbindungen zu Arnold van Gennep und dessen Forschungen zu Ritualen zu erkennen. Darin beschreibt Van Gennep Übergangsriten, Trennungsriten, Schwellen oder Umwandlungsriten und Angliederungsriten. Ebenso wie Foucault nennt Van Gennep Beispiele wie Erwachsenwerden, Heirat oder Sterben als Beispiele für ihre Überlegungen.

Johan Huizinga schreibt über eine anderen Form des Rituals, dem Spiel:

„Jedes Spiel bewegt sich innerhalb seines Spielraums, seines Spielplatzes, der materiell oder nur ideell, absichtlich oder wie selbstverständlich im voraus [sic]

¹⁰ Foucault erwähnt konkret den „Club Mediterranee“, ein 1950 gegründetes Tourismusunternehmen bzw. Urlaubskonzept, in dem ein ganzes Dorf/eine Anlage für eine bestimmte Zeit eine in sich abgeschlossene Realität darstellt.

abgesteckt worden ist. Wie der Form nach kein Unterschied zwischen dem Spiel und einer geweihten Handlung besteht, d.h. wie die heilige Handlung sich in denselben Formen wie ein Spiel bewegt, so ist auch der geweihte Platz formell nicht von einem Spielplatz zu unterscheiden. Die Arena, der Spieltisch, der Zauberkreis, der Tempel, die Bühne, die Filmleinwand, der Gerichtshof, sie sind allesamt der Form und der Funktion nach Spielplätze, d.h. geweihter Boden, abgesondertes, umzäuntes, geheiligtes Gebiet, in dem besondere eigene Regeln gelten. Sie sind zeitweilige Welten innerhalb der gewöhnlichen Welt, die zur Ausführung einer in sich abgeschlossenen Handlung dienen. Innerhalb des Spielplatzes herrscht eine eigene und unbedingte Ordnung. Hier sieht man also noch einen neuen, noch positiveren Zug des Spiels. Es schafft Ordnung, ja es ist Ordnung. In die unvollkommene Welt und in das verworrene Leben bringt es eine zeitweilige begrenzte Vollkommenheit. Das Spiel fordert unbedingte Ordnung.“(Huizinga 1956, 27 zitiert nach Günzel 2017, 104)

Hier besteht wieder die Übereinstimmung mit Foucault, der das Spiel der Kinder im Ehebett oder im Garten als einen heterotopen Raum beschreibt. Die Illusion der Raumordnung bleibt dabei solange erhalten, bis das Spiel endet.

Sowohl der Zeitaspekt, als auch die Verschlussmechanismen sind zentral bei Foucaults Konzept der Heterotopie.

Ein weiterer Bezug besteht zu dem Ethnologen Mircea Eliade. Dieser beschreibt 1957 ein Raumkonzept, welches Günzel als Vorläufer des „anderen Ortes“ bezeichnet. Darin wird die Spannung zwischen „Normalraum“ und „Andersort“ dem „profanen“ und „heiligen“ gegenüber gestellt.

Für religiöse Menschen besteht der Raum aus verschiedenen Teilen, die sich in ihrer Qualität unterscheiden. Der heilige, allein wirkliche Raum und die diesen umgebende formlose Weite. Damit bildet der heilige Raum einen festen Punkt, ein Zentrum in einer grenzenlosen Weite.

Dieses Konzept ist inzwischen abgelöst von einer historischen Raumtheorie, die von dem Ort als Resultat kultureller Erinnerungsarbeit ausgeht.(vgl. Günzel 2017 104f)

Umso wichtiger erscheint es mir, die Heterotopie Friedhof nicht als ewiges Zentrum in einer grenzenlosen Weite zu begreifen, sondern den Wandel am und auch um den Friedhof ins Auge zu fassen.

Foucault definierte fünf, bzw. sechs Grundsätze der Heterotopien, die abgesehen vom ersten Grundsatz, nicht alle auf jede Heterotopie zutreffen müssen. Auf den Friedhof, welchen Foucault in seinen Ausführungen häufig als Beispiel nennt, treffen viele davon zu.

Bevor ich wesentliche Aspekte dieser Grundsätze darlege und mit räumlichen Aspekten des Friedhofs verknüpfe, folgt eine kurze Entwicklungsgeschichte des Wiener Zentralfriedhofs, um den Wandel am konkreten Beispiel nachvollziehbar zu machen.

5. Geschichte des Wiener Zentralfriedhofs

In Wien hatten sich seit dem Mittelalter der „Stephansfeythof“ um den Stephansdom, die Friedhöfe bei den Schotten, bei St. Ruprecht, St. Peter und St. Michael als Begräbnisstätten etabliert. Die Katakomben des Stephansdoms waren die größte unterirdische Begräbnisstätte Wiens. Hier wurden bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Beisetzungen durchgeführt.

1782 deklarierte Joseph II ein generelles Bestattungsverbot in Kirchen und Gräften. Einzig das Kaiserhaus (Kapuzinergruft), die Wiener Erzbischöfe (St. Stephan) und die Salesianerinnen am Rennweg waren davon ausgenommen.(vgl. Bauer 1988, 43)

Der letzte aufgelassene Friedhof der Innenstadt war jedoch bereits 1732 der um St. Stephan. Die nun genutzten Friedhöfe außerhalb der Mauern wurden aber schon bald durch die erhöhten Bautätigkeiten außerhalb des Glacis' von der Stadt geschluckt und befanden sich im Wohngebiet.

1783 verordnete Joseph II schließlich die Auflassung aller Friedhöfe innerhalb des Linienwalls und die Neugründung solcher in den Vororten.(vgl. Havelka 1989, 8) Diese fünf kommunalen Friedhöfe waren der Währinger-, der Matzleinsdorfer-, der St. Marxer-, der Hundsthurmer- und der Schmelzer Friedhof.

Tatsächlich waren die kommunalen Friedhöfe aber noch konfessionelle Anstalten und ihr Name damit eher irreführend.

Joseph II gab außerdem exakte Anweisungen, wie auf den neuen Friedhöfen beerdigt werden sollte. Er schrieb die Wiederverwendung der Gräber und die Aushebung von Schachtgräbern vor, was zu einer großen Bestürzung in der wohlhabenden Bevölkerung führte, sodass einige Reformen schon bald wieder zurück genommen wurden.

Die Bestattung in Massen- bzw. Schachtgräbern blieb zunächst jedoch die einzig erlaubte Form.

ProtestantInnen wurde es frei gestellt, ob sie auf den neuen kommunalen Friedhöfen beerdigt werden , oder einen eigenen Friedhof außerhalb des Linienwalls gründen wollten. JüdInnen und MuslimInnen sollten an einem eigenen Platz, jedenfalls außerhalb der Linie bestattet werden.

Die JüdlInnen gründeten ihren neuen Friedhof in Nachbarschaft zum katholischen in Währing. Den MuslimInnen wurde ein Platz bei Matzleinsdorf zugewiesen.(vgl. Bauer, 1988, 68)

Die Industrialisierung und der damit erleichterte Zuzug aus den Kronländern, dank der neuen Eisenbahn, sowie der Zuzug aus dem Umland führten zu einem enormen Bevölkerungswachstum in Wien.

1750 lebten 175.000 Menschen in Wien. Nur etwa hundert Jahre später, 1857 waren es bereits 516.000.(vgl. ebd. 88) Um 1900 waren es schließlich etwa 1,5 Millionen EinwohnerInnen.(vgl. Sachslehner 2016, 182)

Das führte auch zu einem Gräbermangel.

Der Wiener Gemeinderat verweigerte 1861 den vom Fürsterzbischöflichen Ordinat gestellten Antrag auf Erhöhung der Grabgebühren für die Erweiterung der bestehenden Friedhöfe. Dafür wurde die Errichtung eines neuen Friedhofs auf eigene Kosten beschlossen. Mit ein Grund dafür dürfte gewesen sein, dass die Gemeinde zwar Ersatzleistungen für die zahlreichen Armenbegräbnisse an die Kirche, als alleinige Besitzerin der Friedhöfe, zu zahlen hatte, jedoch kein Miteigentumsrecht besaß. Im Zuge der Diskussionen um die Besitz- und Machtansprüche zwischen Kirche und Gemeinde über den in Planung befindlichen neuen Friedhof, wurden auch die fünf Vorstadtfriedhöfe 1869 der Stadt Wien übereignet.(vgl. Havelka 1989, 9)

Grundstücke in Simmering, Kaiserebersdorf, Rannersdorf, Pellendorf, Gutenhof, Süßenbrunn, Biedermannsdorf und Neudorf wurden ins Auge gefasst und geologische Bodenuntersuchungen sollten die Eignung feststellen.

In der Vergangenheit hatte sich herausgestellt, dass durchaus nicht jeder Boden für die Zersetzung der Toten gut geeignet war.

Im Dezember 1869 wurde schließlich das Gebiet in Simmering/Kaiserebersdorf dem in Rannersdorf vorgezogen und angekauft, um darauf den Zentralfriedhof zu errichten. Neben dem geeigneten Boden und der flachen Topografie bildete die vorherrschende Windrichtung von West nach Ost, also von der Stadt weg, ein Hauptargument für das Areal.(vgl. Bauer 1988, 88f)

Die Architekten Karl Jonas Mylius und Alfred Friedrich Bluntschli wurden nach einem Wettbewerb mit der Realisierung beauftragt.

Der St. Marxer Friedhof musste 1872 für weitere Begräbnisse gesperrt werden und auch die übrigen Friedhöfe waren an ihre Kapazitätsgrenze gestoßen, sodass bereits vor der offiziellen Eröffnung des Zentralfriedhofs 1874 ein Teil als Provisorium verwendet werden musste.

Einzig der St. Marxer Friedhof ist heute von den fünf kommunalen noch erhalten. Alle wurden in Parks, Gärten, Spielplätze oder Erholungsstätten umgewandelt. Der St. Marxer dient zwar als Park, hat jedoch seine Grabstätten behalten.

Trotz der Toleranzpatente Kaiser Josephs II von 1781 waren bis 1862, als der Wiener Gemeinderat eine Änderungen der Bestimmungen beschloss, alle Friedhöfe konfessionell. Der neue Friedhof jedoch sollte konfessionslos sein, was zu heftigen Diskussionen mit der Kirche und in der Öffentlichkeit führte. So erschien 1862 das Buch „Begräbnisfrage“, wo klar wird, dass der Zentralfriedhof von Beginn an Diskussionsfeld und keineswegs von allen Seiten geliebt, sondern oftmals als von oben verordnet empfunden wurde.

„Heute will man den Katholiken sogar ihre letzte Zufluchtsstätte nehmen, oder vielmehr, man will sie entweihen, durch eigene Vergewaltigung, welche die Religion verurteilt und verwirft. In den trübsten Epochen der Geschichte wollte man die kirchenschänderischen Possen nachahmen, welche Völker im Fieberwahnsinn aufführten. Man sah auf den Kirchhöfen Leichenfeiern, so der Rabbiner im Bunde mit mehr oder weniger verdächtigen Priestern aller christlichen Konfessionen funktionierte. Will man vielleicht diesen Skandal auf diesen Kirchhöfen zur Geltung bringen und heimisch machen? Der katholische Kirchhof ist wie die Kirche, ein geweihter Ort. Geweiht durch die Gebete des Bischofs zur Aufnahme der Gebeine der Gläubigen, welche den Tag ihrer glücklichen Auferstehung erwarten[...]. Sind etwa die Protestanten, Griechen, Juden der Haupt- und Residenzstadt Wien nicht zahlreich und wohlhabend genug, um einen eigenen Begräbnisplatz zu haben?[...] ein Gesetz, die Katholiken zwingen zu wollen, Andersgläubige in ihre Gemeinschaft oder ihren Familienkreis

aufzunehmen, ist ein Angriff auf die Fundamentalsituation der Kirche.“(Biedermann 1978, 64 zitiert nach Bauer 1988, 89f)

Die ursprünglich separaten Abteilungen der Konfessionen waren zwischenzeitlich wieder aufgegeben worden, nachdem jedoch bekannt wurde, dass der israelitischen Gemeinde ein Gebiet beim 1. Tor reserviert worden war, empörten sich viele ChristInnen und forderten die katholische Weihe des übrigen Friedhofs. Der Gemeinderat sah sich daher veranlasst, doch konfessionell separate Teile zuzulassen, auch katholische.(vgl. Bauer 1988, 90)

Die Weihung des Friedhofs erfolgte quasi heimlich in der Früh des 30.10.1874 durch Domdechant Eduard Angerer, um Demonstrationen von KatholikInnen abzuwenden. Offiziell wurde er zu Allerheiligen durch Bürgermeister Dr. Cajetan Felder eingeweiht. Zur selben Zeit fand auch eine Hasenjagd am Gelände statt. (vgl. ebd. 92)

Zur feierlichen Eröffnung wurden 13 Leichen in einem gemeinsamen Grab vor versammelter Gemeinde bestattet. Auch im immer noch bestehenden Eigengrab Nr. 1 wurde jemand beigesetzt.

Beide Grabstätten befanden sich in der Nähe des zweiten Tores.

Sowohl die Toreinfahrt des Haupttores 2, der Warteraum, wie auch diverse Verwaltungsgebäude waren zunächst provisorisch ausformuliert.

Sehr zum Unmut der WienerInnen, die den Friedhof zunächst ablehnten.

„Also das ist der, freilich nur provisorische Eingang zum Zentralfriedhof[...].Der Dornbacher Bahnhof der Pferdeisenbahn ist im Vergleiche ein monumentaler Prachtbau[...].“(Illustriertes Wiener Extrablatt 1874, zitiert nach Bauer 1988, 92)

Auch die Lage des Friedhofs so weit außerhalb der Stadt war Teil der Kritik. Erst 1901 wurde die Pferdestraßenbahn elektrifiziert und ausgebaut. Bis dahin war der Weg durch Simmering lange und beschwerlich, wie erneut das *Illustrierte Wiener Extrablatt* berichtete:

„[...] dann beginnt Simmering und droht nicht aufzuhören.“ (Illustriertes Wiener Extrablatt 1874, zitiert nach Bauer 1988, 92)

In den folgenden Jahren wurde der Zentralfriedhof sukzessive erweitert. Sowohl in der Fläche, als auch architektonisch.

1881 wurde per Verordnung die Schaffung von Ehrengräbern veranlasst. Dies dürfte vor allem die Steigerung der Beliebtheit in der Bevölkerung zum Ziel gehabt haben.

Inzwischen gibt es knapp eintausend Ehren- und Ehrenhalber-Gräber. Zudem einige sogenannte historische Gräber, etwa für Nationalsozialisten, denen zwar die Ehre, nicht aber das Grab aberkannt wurde.

Zwischen 1903 und 1911 wurden neue Leichenhallen, ein neues Hauptportal sowie die, später nach dem antisemitischen Bürgermeister Dr. Karl Lueger benannte, „Dr.-Karl-Lueger-Gedächtniskirche“ als Begräbniskirche von Max Hegele im Jugendstil errichtet. Lueger starb vor der Fertigstellung, wurde jedoch danach in die Unterkirche, direkt unter den Altar verlegt. In dieser Unterkirche befinden sich 40 Gräfte mit Platz für 800 Särge.

Erst im Jahr 2000 wurde die Kirche in „Friedhofskirche zum Heiligen Karl Borromäus“ umbenannt. Im Sprachgebrauch ist aber häufig noch „Luegerkirche“ üblich. Auch im Bestattungsmuseum Wien auf dem Zentralfriedhof wird diese Bezeichnung verwendet. Wohl auch, weil die Kirche einem Denkmal, das sich Lueger selbst errichtete, gleich kommt.

Bereits im Dezember 1922 wurde die ursprünglich für den St. Marxer Friedhof vorgesehene Feuerhalle zur Feuerbestattung im ehemaligen Lustschloss Maximilians II., dem Schloss Neugebäude, eröffnet. Widerstand gegen diese Art der Bestattung kam sowohl von der katholischen Kirche als auch von PolitikerInnen wie dem Minister Dr. Schmitz, der noch am Tag vor der Eröffnung per Weisung an den Landeshauptmann und Bürgermeister der Stadt Wien, Jakob Reumann, versuchte, diese zu verbieten, was jedoch misslang. (vgl. Havelka 1991, 144)

Die jüdische Gemeinde, die 1879 die Einweihung der Zeremonienhalle beim 1. Tor feierte, kaufte angrenzende Flächen zu, bis an dieser Stelle keine Erweiterung

mehr möglich war. Bis 1938 wurden hier Bestattungen vorgenommen. 1911 konnte Anton Dreher, Schwechater Brauereibesitzer, ein Areal neben dem Evangelischen Friedhof, am anderen Ende des Friedhofes (4.Tor) abgekauft werden. Aufgrund des Ausbruchs des 1. Weltkrieges konnte die neue Zeremonienhalle nur sehr schlicht errichtet werden. 1928 wurde schließlich eine große, repräsentative Zeremonienhalle eingeweiht. Diese, die Zeremonienhalle beim 1. Tor sowie große Teile der beiden Abteilungen wurden 1938 im Zuge der Novemberpogromnacht von nationalsozialistischen Sondereinheiten zerstört und geschändet. Erst 1967 wurde die Zeremonienhalle bei Tor 4 wieder ihrer Bestimmung nach genutzt.(vgl. Havelka 1989, 115)

Bombardierungen im 2. Weltkrieg zerstörten 12.000 Gräber und 200 Gräfte am Zentralfriedhof. Auch die Friedhofsmauer, Aufbahrungshallen, Verwaltungsgebäude und Wohnhäuser der Bediensteten sowie die Friedhofskirche waren betroffen.

Heute noch ist der Zentralfriedhof einer der größten Friedhöfe Europas, mit etwa 3 Millionen Menschen, die in mehr als 300.000 Gräbern beerdigt sind.

6. Wandel



Cluster im Friedhofsverbund, Baby- und Waldfriedhof; Zentralfriedhof Wien; Februar 2018

Foucaults erster Grundsatz besagt, dass sich jede Gesellschaft Heterotopien schafft..(vgl. Foucault 2017, 11)

Bei vielen Naturvölkern gäbe es, so Foucault, wie auch bei uns, privilegierte oder heilige Orte, die nur bestimmten Menschen zu einer bestimmten Zeit zugänglich sind. Etwa für Menschen in biologischen Krisensituationen wie der Pubertät, Frauen während der Menstruation oder der Geburt eines Kindes, bzw. in unserer Gesellschaft, wenn auch inzwischen selten, Schulen für Buben/Mädchen oder das Militär.(vgl. ebd. 12)

Foucault meint, dass solche, wie er es nennt, Krisenheterotopien in unserer heutigen Gesellschaft durch Abweichungsheterotopien ersetzt und an Orte am Rand unserer Gesellschaft verdrängt wurden. Diese Orte sind für Menschen, welche der gesellschaftlichen Norm oder ihrem Durchschnitt nicht entsprechen. So etwa Sanatorien, Gefängnisse, Altersheime, usw..(vgl. Foucault 2017, 11ff)

„[...] denn in einer so beschäftigten Gesellschaft wie der unsrigen ist Nichtstun fast schon abweichendes Verhalten.“(Foucault 2017, 12f)

Chlada hingegen sieht etwa das Altersheim eher an der Grenze von Krisen- und Abweichungsheterotopie, denn Alter stellt in unserer Gesellschaft beides dar. Krise und Abweichung.(vgl. Chlada 2005, 90) Und auch der Friedhof ist wohl keiner dieser beiden Kategorien eindeutig zuordenbar.

Es scheint also durchaus Mischformen zu geben und Heterotopien sind nicht immer eindeutig zuordenbar. Kritiker der Heterotopie sehen in diesem Argumentationsspielraum häufig eine wesentliche Schwachstelle des Konzeptes.

Der zweite Grundsatz der Heterotopien stellt die Verbindung zum Friedhof am offenkundigsten dar, da hier der Wandel von Heterotopien beschrieben wird. Foucault meint, dass Heterotopien ihre Funktion ändern können.

„Umgekehrt hat der Friedhof, der nach unserem heutigen Empfinden das offenkundigste Beispiel einer Heterotopie darstellt (der Friedhof ist der absolute Ort), diese Rolle in der westlichen Kultur keineswegs immer schon gespielt.“(Foucault 2017, 13)

Er meint damit den Wandel im Umgang mit den Leichen, die zuvor in der Nähe des Auferstehungsortes sein sollten und dann als Krankheitsherde angesehen und an den Stadtrand verlegt wurden.

In diesem Punkt sieht Chlada auch das Prinzip der Aneignung und Ausscheidung aus der Heterologie von Bataille.

„Mit der Individualisierung des Todes und der bürgerlichen Aneignung des Friedhofs, den man nun nach außen verlegt, wird die Angst vor der Ansteckung durch den Tod, d.h. durch die Toten neben den Häusern, der Kirche oder auf der Straße, weitgehend gebannt.“(Chlada 2005, 91)

Dennoch ist der Friedhof, so Foucault, mit der gesamten Stadt und ihrer Gesellschaft verbunden, insofern jeder Mensch, jede Familie Verwandte auf ihm hat. Er hat praktisch immer existiert, sich jedoch entscheidend verändert.

Die Unsicherheit, ob Menschen eine Seele besitzen, ob der Leib auferstehen würde, führte, so Foucault dazu, dass sich mehr um die sterblichen Überreste gekümmert wurde, stellten sie doch die einzigen Spuren unserer Existenz dar. (vgl. Foucault 1992, 41f)

Im 19. Jahrhundert wurden, wie bereits ausführlich beschrieben, die Friedhöfe an den Stadtrand verlegt.

„Seither bilden die Friedhöfe nicht mehr den heiligen und unsterblichen Bauch der Stadt, sondern die „andere“ Stadt, wo jede Familie ihre schwarze Bleibe besitzt.“ (Foucault 1992, 42)

Die individuellen Parzellen wurden aus dem Sichtfeld der Menschen verlagert. Das Zentrum der Stadt wurde gewissermaßen an den Rand gedrängt.

Doch nicht die Verlegung des Ortes, sondern der veränderte Umgang mit den Leichen beschreibt die Veränderung der Heterotopie.

Die räumliche Struktur des Friedhofs war nur der Ausdruck des Umganges mit dem Tod. Der Wandel der Bedeutung und die damit einhergehende räumliche Veränderung wirkt sich auch auf die Heterotopie Friedhof aus.

Foucault meint, dass jede Gesellschaft bestehende Heterotopien verändern oder auflösen, sowie neue erschaffen kann. (vgl. Foucault 2017, 13)

Somit könnte auch der Friedhof seine heterotope Funktion verlieren, jedenfalls aber verändern.

Foucault bezieht sich in seiner Beschreibung auf einen speziellen Friedhofstyp und Moment in der Geschichte. Er meint die Umstände rund um die Verlegung der Friedhöfe an den Stadtrand im 19. Jahrhundert. Im Falle des Zentralfriedhofs in Wien liegt das etwa 150 Jahre zurück. Hier ist ganz klar ein Wandel zu erkennen.

Wie genau sich diese Veränderung derzeit vollzieht, versuche ich an gegenwärtigen Verhältnissen auf und um den Friedhof aufzuzeigen.

6.1. Gegenwärtige Verhältnisse auf und um den Friedhof

Mit dem organisatorischen Wandel der Trägerschaft von der Kirche zur Stadt sowie der Einführung der Feuerbestattung hat ein Wandel eingesetzt, der die Rahmenbedingungen für derzeitige Entwicklungen in der Bestattungskultur ermöglichte, der sich wiederum auf die räumlichen Verhältnisse auswirkt.

Durch den Kremationsvorgang vermindert sich der Raumbedarf auf den Friedhöfen enorm. Zudem ergibt sich daraus die Möglichkeit einer Bestattung außerhalb des Friedhofs.(vgl. Fischer 2016, 265)

Diese Veränderungen haben Einfluss auf die Form der Friedhöfe. Vielerorts werden die Grabfelder kleiner und sachlicher gestaltet. Die Monumentalität auf den Friedhöfen, die etwa in Wien zur sogenannten „schönen Leich“ neben ausufernden Begräbnissen dazu gehörte, wird sukzessive durch ein einheitliches, schlichtes und funktionales Erscheinungsbild ersetzt.

Ebenso wirkt sich die steigende Mobilität¹¹ der Menschen sowie das gesteigerte Bedürfnis nach Individualität auf die Friedhofs- bzw. Bestattungskultur aus. Der Trend zur Anonymbestattung, auch in anonymen Rasengräbern, führt langsam zum Ende des bürgerlichen Grabmalkultes, wie er auch in Wien praktiziert wurde. Zwar steigen die Zahlen dieser Bestattungsart überall, doch gibt es regionale Unterschiede. So ist die Anonymbestattung in protestantischen Gebieten verbreiteter als in katholischen.(vgl. Fischer, 2001, 84)

6.1.1. Kultur- und Erholungsraum, Themencluster

Im 21. Jahrhundert entstehen zunehmend kleinere, naturnahe, landschaftlich gestaltete Anlagen auf den Friedhöfen. So etwa Bereiche wie die „Waldfriedhöfe“ am Zentralfriedhof. Auch der 1999 eröffnete „Park der Ruhe und Kraft“ stellt ein solches Cluster am Zentralfriedhof dar, obgleich hier keine Bestattungen stattfinden. Ebenso der „Naturgarten“ zwischen Tor 9 und Tor 11.

¹¹ Familien sind oftmals in der ganzen Welt verstreut. Die Grabpflege wird dadurch komplizierter.

Naturnah gestaltete Sonderanlagen innerhalb des bestehenden Friedhofs, sowie die sukzessive Auflösung herkömmlicher Familiengrabstätten und der festen Abgrenzung der Gräber sind derzeit häufig erkennbare Praktiken der Friedhöfe im Umgang mit den veränderten KundInnenwünschen.(vgl. Fischer 2016, 267)

Während diese Naturcluster sich noch in eine Gesamtstruktur der Friedhöfe eingliedern, gibt es auch Beispiele, die eine Auflösung der ursprünglichen Ordnungen vorsieht sowie eine komplette Neugestaltung. Dazu zählen etwa Naturfriedhöfe, wo eine naturnahe Bestattung ohne Einzel-, Familien- oder Gemeinschaftsgrabstätte möglich ist. Meist handelt es sich hierbei um Urnenbestattungen.

In Österreich ist hier der Parkfriedhof Lutzmannsdorf zu erwähnen, wo unter anderem zwischen Obst- oder Weingarten als Bestattungsort gewählt werden kann.

Das Nähebedürfnis zur Natur ist dabei durchaus kein neues Phänomen, wie im Kapitel sieben genauer ausgeführt. Die tendenziell säkularisierte Gesellschaft des 21. Jahrhunderts greift den aufklärerischen Gedanken des Landschaftsgartens wieder auf.

Neben Themenanlagen sind auch solche für spezielle soziale Gruppen, wie der im Jahr 2001 gegründete „Garten der Frauen“ auf dem Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg, Ausdruck gesellschaftlicher Veränderungen. Hier werden Mitglieder des Vereins mit historischen Grabdenkmälern bedeutender Hamburgerinnen bestattet. (vgl. Fischer 2016, 269)

Damit bildet er eine neue Form der Bestattung, die musealen oder kulturellen Charakter hat.

Auch die gemeinsame Bestattung von Tier und Mensch, wie es seit 2015 auf den Friedhöfen Dachsenhausen und Essen-Fintrop (Deutschland) möglich ist, zeigt neue gesellschaftliche Beziehungsmuster anhand der Grabstätten.

Der neue Babyfriedhof (Gruppe 35B) für früh- und tot geborene Kinder auf dem Zentralfriedhof zeugt ebenfalls von einer neuen Erinnerungskultur und dient als Gedenkstätte für Angehörige. Übliche Strukturen werden hier aufgelöst. Er ist

2001 als Windrad, mit einem erhöhten Pavillon und sechs geschwungenen Wegen, die zu ihm führen, konzipiert worden.

Die Auflösung der üblichen Strukturen bezieht sich jedoch nicht nur auf die Form der Grabstätten, sondern vor allem auf den Umgang mit den verstorbenen Kindern, der sich von herkömmlichen Ritualen und Abläufen wesentlich unterscheidet.¹²

Neben den Veränderungen in der Bestattungskultur, die sich auf den Friedhof auswirkt, gewinnt dieser auch als Kulturraum immer mehr an Bedeutung. So wurde etwa 2014 das Bestattungsmuseum Wien in den Keller der Aufbahrungshalle 2, in der Nähe des 2. Tors und damit auf den Friedhof verlegt. Als großer, parkähnlicher Raum dient er zunehmend Menschen der Umgebung als Erholungsort, um zu laufen oder spazieren zu gehen. Friedhofscluster, wie der „Park der Ruhe und Kraft“ (1999) sowie der „Naturgarten“ (2011), sind eigens dafür konzipierte Flächen.

„Den BesucherInnen ermöglicht er mitten in der Natur zu verweilen und durchzuatmen, ganz abseits von Lärm und Hektik.“ (www.friedhoefewien.at, 2.2.2018)

TouristInnen und Schaulustige hingegen zieht der Zentralfriedhof schon länger an. Mit der Verlegung von Prominenten in Ehrengräber auf den Zentralfriedhof setzte die Stadt Wien die ersten Schritte, um das neue Leichenfeld in der Bevölkerung beliebter zu machen. Gleichzeitig entwickelte er sich daraus zu einer wichtigen Sehenswürdigkeit, die gut in das Image von Wien als morbide Stadt passt. Unzählige Themenführungen über den Friedhof werden angeboten. Darunter

¹² Bestattungspflicht herrscht nur für lebend geborene Kinder. Die Gemeinde Wien bestattet Totgeburten daher seit 1985 kostenlos. Tot geborene Babies unter 500 Gramm werden von der Gemeinde Wien vier mal jährlich gemeinsam kremiert und in einem Gemeinschaftsschachtgrab beigesetzt. Babies über 500 Gramm bekommen ein Einzelgrab, das jedoch nur zehn Jahre bestehen bleibt. Die Gräber werden mit einer Holztafel mit Namen oder einer Geschlechtsbezeichnung (Mädchen, Knabe) vor dem Familiennamen beschriftet und in den meisten Fällen, entgegen der ursprünglichen Idee von den Familien individuell gestaltet. (vgl. www.friedhoefewien.at, 2.2.2018)

solche, die nichts mit dem Sterben zu tun haben, sondern etwa mit der Flora oder Fauna.

Dieser Trend ist dabei durchaus kein speziell wienerischer. Die vielfältige Nutzung des Friedhofs ist zum Beispiel am Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg zu erkennen. In seiner Entwicklungsstrategie „Ohlsdorf 2050“ ist die Entwicklung sowohl als Gedenk-, wie auch als Kultur- und Erholungsraum vorgesehen und festgelegt. (vgl. Fischer 2016, 271)

6.1.2. Flexibilisierung der Bestattungs- und Erinnerungskultur

Bewegt man sich über den Zentralfriedhof fallen einem überdurchschnittlich viele Gräber mit roten Kreuzen auf den Grabsteinen ins Auge. Diese markieren Gräber, die aufgelöst werden. Sargbeisetzungen sinken stetig und damit der Platzbedarf des Friedhofes. Die Grabdichte sinkt.

Während die Bedeutung der Friedhöfe als Kultur- und Erholungsraum noch steigen wird, wird auch die Bestattung außerhalb der Friedhofsmauern immer populärer. Vor allem Naturbestattungen in freier, ungestalteter Landschaft nehmen seit dem Ende der 1990er Jahre zu. Diese sind zwar oftmals mit bürokratischen Hürden verbunden, welche sich aber sukzessive lockern. Die Seebestattung wird hingegen, etwa in Deutschland, schon länger regulär praktiziert. (vgl. Fischer 2016, 273)

Voraussetzung für eine Seebestattung, wie den meisten anderen Naturbestattungen, ist die vorherige Einäscherung. Dies gilt ebenso für Urnenkirchen, die wieder eine Bestattung innerhalb der Kirche ermöglichen. Die Möglichkeit der Einäscherung stellt damit eine Flexibilisierung bezüglich Art und Ort der Bestattung dar.

Die allermeisten Beerdigungen finden heute trotzdem immer noch auf dem Friedhof statt.

Neben dieser Flexibilisierung des Bestattungsortes sieht Fischer zudem ein Auseinanderdriften von Bestattungsort und Erinnerungsort. Public Mourning etwa bezeichnet Formen von materialisierter Trauer, losgelöst vom Bestattungsort. So

etwa Kreuze am Straßenrand bei Unfalltoten. Ghostbikes¹³, wie das an der Ecke Etrichstraße/Simmeringer Hauptstraße, unweit des Zentralfriedhofs, bilden einen kreativen Akt der Trauerarbeit im öffentlichen Raum und zugleich eine Mahnung an nicht direkt Betroffene.(vgl. Fischer 2016, 274ff)

Die öffentliche Reflexion einer Gruppe, die nicht zwangsläufig die Familie sein muss, über den Tod bringt die Toten wieder in das Stadtbild und unter die Lebenden und dient der Verarbeitung von Emotionen.

Auch das relativ neue Feld der digitalen Trauerarbeit ist in diesem Zusammenhang zu erwähnen, das jedoch vom Friedhof weg führt und daher an dieser Stelle nicht genauer behandelt wird.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die Form der Bestattungs- und Erinnerungskultur immer Ausdruck gesellschaftlicher und kultureller Prozesse war. Diese unterliegen einem stetigen Wandel und mit ihnen auch der Umgang mit dem eigenen und dem fremden Tod, womit sie auch auf den Friedhof wirken. Die raumdynamischen Prozesse der Heterotopie Friedhof spiegeln diese Entwicklungen in der Gesellschaft wieder.

¹³ Ghostbikes sind weiß angemalte Fahrräder, die als Mahnmahl für im Straßenverkehr verstorbene RadfahrerInnen dienen. Sie werden von der lokalen Radcommunity an der Stelle des Unfalles aufgestellt und weisen so auch in Zukunft auf gefährliche Stellen hin.

7. Das Verhältnis von Landschaftsgarten und Tod



Naturgarten und Verschiebebahnhof; Zentralfriedhof Wien; Februar 2018

Geht man von einer zunehmenden Bedeutung des Friedhofs als Kultur- und Erholungsraum aus und betrachtet die Menschen beim Flanieren oder Joggen am Wiener Zentralfriedhof, so lässt sich eine Beziehung zu Landschaftsgärten oder zu Parks nicht abstreiten.

Gärten war immer schon mit der Zeit und ihrer Vergänglichkeit verbunden. Sei es im Wachsen, Reifen und Verblühen der Pflanzen oder der Vorstellung von Paradies als blühende Landschaft.

Foucault bezeichnet den Orientgarten, bzw. dessen Darstellung auf Teppichen, als älteste Heterotopie. Zudem entsprechen Gärten seinem vierten Grundsatz, in dem er das Brechen mit der Zeit als wesentliches Merkmal der Heterotopie nennt.

„Die Heterotopie erreicht ihr volles Funktionieren, wenn die Menschen mit ihrer herkömmlichen Zeit brechen.“(Foucault 1992, 43)

Das ist sowohl bei Gärten als auch bei Friedhöfen der Fall.

Gärten sind Orte der Lust. Die Lust ist jedoch vergänglich und stellt so das Gegenstück zum Tod dar. In der Literatur wird bis ins 17. Jahrhundert die Begegnung mit der Zeit, die für den Tod steht, in einen ummauerten Garten verlegt.(vgl. Tabarasi 2007, 448)

Der ummauerte Friedhof wiederum, der lange Zeit von der Gestaltung mit individuellen Monumenten weitgehend befreit war, stellte auch eine Grünfläche dar, wo sich Menschen trafen, einem Park oder Garten nicht unähnlich. Auf dem Kirchhof wurden häufig Obstbäume gepflanzt. Es wurde gespielt, verkündet gekauft und konsumiert. Die Nutzung des Friedhofs als soziale Stätten der Lebenden ist somit keine Neuerfindung unserer Zeit, wie an vorheriger Stelle bereits ausführlich beschrieben.

Funde bestätigen, dass es bereits im Mittelalter vom 12. Jahrhundert an größere Freilandfriedhöfe in unmittelbarer Nähe zu den Kirchen im Zentrum gab. Diese waren weite Plätze, nicht mehr geometrisch und rechteckig, sondern oval oder unregelmäßig geformt.(vgl. Ariès 2005, 82f)

In der Renaissance und im Barock wurden ganze Gärten als Sonnenuhren angelegt. Diese war ein Symbol für Zeit und Tod. Entweder formal, zurechtgestutzte Bäume dienten als Ziffern, oder in einer komplexen Bepflanzung, wo einzelne Pflanzen zu bestimmten Zeiten blühten.

Die SpaziergängerInnen tauchten in die Zeit und das Gefühl der Vergänglichkeit ein, das im Landschaftsgarten sukzessive harmonischer wurde und seinen Schrecken verlor. Eine Vorstellung von Natur entwickelte sich, in der Vergänglichkeit und Tod ein Teil davon waren. Sonnenuhren, Statuen der Jahreszeiten oder solche von sterbenden HeldInnen verschwanden aus dem Landschaftsgarten. Der Bezug zum Tod und zur Vergänglichkeit blieb jedoch bestehen.

Flussläufe, wie im Garten von Stowe, symbolisieren den Styx, den Fluss der in der griechischen Mythologie die Lebenden von den Toten trennt.(vgl. Buttler 1980, 46)

Im Zuge der Friedhofsverlegungen und der weiterhin bestehenden Massengräber, aber auch in Folge der Subjektivierung des Religiösen, ließen BesitzerInnen von Landschaftsgärten Grabmäler auf diesen für sich errichten. Ein neues Verständnis für Natur, Zeit und Religion, das die Kirche langsam vom Tod löste, führte dazu, dass mit dem Gartengrab keine Sünde oder Verdammnis mehr verbunden wurde. Der Tod war vielmehr Teil des Lebens und der Natur, in die man reintegriert wurde. Die Einäscherung wurde als Beschleunigung dieses Prozesses betrachtet und war daher beliebt.(vgl. Tabarasi 2007, 456)

Hier lassen sich klare Parallelen zu derzeitigen Entwicklungen wie der Anonymbestattung und den Naturfriedhöfen erkennen.

Eine Folge der Aberkennung der Beziehung von Kirche und Friedhof war die Forderung nach dem „Normalzustand“, der in der antiken Totenkultur verortet wurde.

„Die alten, unhygienischen Friedhöfe werden zu diesem Zeitpunkt aufgelöst; neue Sammelgräber mit antiken Inszenierungen und gartenmäßige Friedhöfe außerhalb der Stadt entstehen.“(Tabarasi 2007, 455)

Der Garten sollte zeitlos wirken, denn Natur und Landschaft gehören allen Zeiten und Orten an. Dieses Moment des ewig Währenden ist im Paradies verortet, nicht dem Leben auf Erden zugehörig. Der Friedhof, ein Raum zwischen Leben und Tod könnte als Versuch der Zeitlosigkeit gewertet werden.

Gemein sind dem Friedhof und dem Landschaftsgarten, dass man darin die Zeit vergisst, mit ihr bricht und dass im Schein der paradiesischen, utopischen Zustände in ihrem Inneren, die Welt um sie herum anders wahrgenommen werden kann.

Schon Vorläufer des englischen Landschaftsgartens, wie der Sacro Bosco bei Bomarzo aus dem 16. Jahrhundert, produzierten fantastische Gegenwelten. Die Beschreibung des Landschaftsgartens als ort- und zeitlos (Tabarasi 2007, 458) sowie als Gegenwelt festigt die Verwandtschaft von Landschaftsgarten und Friedhof als heterotopen Raum, also tatsächlich realisierter Utopie.

7.1. Barocke Symmetrie oder aufgeklärte Windungen

Es stellt sich aber die Frage, warum der Wiener Zentralfriedhof an barocken Grundstrukturen festhielt und nicht in der aktuelleren Art des Landschaftsgartens ausgestaltet wurde.

Zwar lässt sich die Symmetrie in einer ersten Vermutung mit der zunehmend funktionalistischen Sichtweise der Leichenentsorgung erklären, doch sehe ich noch weitere Hintergründe.

Im Landschaftsgarten, vor allem im umgestalteten, ehemals barocken der Übergangsphase, bleiben Räume für Baumschulen oder andere praktische Aufgaben symmetrisch, während die lustvollen Teile unsymmetrisch gebaut werden. Sie bestehen also aus einem funktionalistischen und einem mythischen Teil. Der Friedhof hat die selbe Dualität in sich.

Mit der Errichtung des Wiener Zentralfriedhofs wurde der Kirche ein Teil der Macht über die Friedhöfe entzogen, sodass die Ausformulierung im Geiste des aufklärerischen Landschaftsgartens eine konsequente Folge hätte sein können.

„Die Verwandlung des Paradieses von einem geometrischen Garten zu einem Landschaftsgarten ist die Folge seiner Subjektivierung und Verweltlichung.“(Tabarasi 2007, 462)

Dies geschieht zum Beispiel in Nordamerika und Deutschland häufig in Form von Parkfriedhöfen. Der Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg¹⁴ im „englischen Stil“ ist heute ein viel gerühmtes Gesamtkunstwerk.(vgl. Fischer 2016, 268)
Anfang des 19. Jahrhundert galt der Parkfriedhof vielen, die in der regelmäßigen Grundrissform das Idealbild des Friedhofs sahen, als Vertuschungssystem. Den Waldfriedhöfen und Friedhöfen im englischen Stil wurde die Verdrängung des Todes vorgeworfen.(vgl. Happe 2016,289)

¹⁴ Der mehrfach erwähnte Ohlsdorfer Friedhof in Hamburg wurde 1877 eingeweiht. Dieser hat bei über 130 Hektar Fläche mehr, um etwa ein Drittel weniger Grabstellen als der Zentralfriedhof in Wien.

In Deutschland gewann der Naturfriedhof ab den 1950er Jahren erneut an Bedeutung. Der Friedhof sollte als grüne Lunge einer Stadt auch mit einer Erholungsfunktion ausgestattet werden.(vgl. ebd.)

Der Form des neuen Zentralfriedhofs dürfte ein Aushandlungsprozess zwischen ModernistInnen und TraditionalistInnen zugrunde liegen.

So liegen wichtige Aspekte der Friedhofsveränderungen in der Industrialisierung und Urbanisierung begründet. Sie führten nicht nur zu einem Gräbermangel und so überhaupt erst zur Notwendigkeit neuer Friedhofsstrukturen, sie veränderte auch die Debatte über Gärten, die sich meiner Ansicht nach auf den Friedhof auswirkt.

Zum einen stieg das Interesse an der unberührten und exotischen Natur in Übersee. Das Interesse an inszenierten Gartenanlagen in Europa schwand. Zum anderen wurde der Garten nunmehr als Schutzraum gegen die Modernisierung mit ihren ständigen Änderungen gesehen. In diesem Sinne eignete sich der statisch-geometrische Barockgarten besser als der Landschaftsgarten.¹⁵(vgl. Tabarasi 2007, 460)

Diese Praxis ist auch bei anderen Bauwerken aus der Zeit zu erkennen.

Hochöfen¹⁶ etwa wurden in neogotische Gestalt gehüllt oder große Eisenbauwerke mit einer klassizistischen Fassade ummantelt. Zum einen wurden die neuen Gebäude nicht als Architektur betrachtet, zum anderen konnte man so die großen Veränderungen der Zeit, die auch beunruhigten, verstecken.

Der symmetrische Zentralfriedhof kann als Verweis auf eine lange Historie betrachtet werden, die moderne Einfälle überdauert. So war die gebändigte Natur des Barockgartens im absolutistischen Frankreich, aber auch in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie immer auch Ausdruck der ewig währenden HerrscherInnendynastien und damit eine Machdemonstration, die mich

¹⁵ Plakative Symbole wie Sonnenuhren waren inzwischen aus dem Landschaftsgarten verschwunden. Die Vergänglichkeit wurde nunmehr über subtilere und natürlichere Weise (frei wachsende Bäume, Farbveränderung der Blätter im Herbst, ...) vermittelt. Der symmetrische Barockgarten, der wenig Natürliches inne hatte, erforderte starke Symbole und war stärker von christlichen Vorstellungen geprägt.

¹⁶ Zum Beispiel in St. Gertraud in Kärnten.

wieder zu Foucault führt. Dieser beschreibt in „Überwachen und Strafen“ Machtprozesse als gesellschaftsbildend, insofern sie alle Menschen betreffen, die zur Bildung einer Gesellschaft beitragen. Sie sind bei der Konstituierung von Räumen mitzudenken.

Auch an dem Konfessionsstreit im Zuge der Planung des Zentralfriedhofs und der letztendlichen Weihung als katholischen Friedhof, mit Sektionen für diverse andere Religionen, ist erkennbar, dass die Verbindung zur Religion und alten Werten durchaus noch vorhanden war. Der Einfluss der Kirche konnte nicht mit der Verlegung des Friedhofs abgestellt werden. Die Übernahme des kirchlichen Grabschmucks auf dem neuen Friedhof zeugt davon.

8. Grenze und Mauer



Friedhofsmauer, Grabmäler und Verkehr; Weichseltalweg; Februar 2018

Gärten sind also Orte der Vergänglichkeit und des Todes, ebenso wie der Friedhof.

Die ursprüngliche Bezeichnung für Garten lässt sich in vielen Sprachen auf die Umzäunung zurück führen.(vgl. Tabarasi 2007, 462)

Ebenso bedeutet das Wort „Paradies“, das aus dem Altpersischen stammt, Umzäunung oder Umwallung. Zudem bezeichnete es persische Königsgärten noch bevor es seine Bedeutung in der Bibel bekam. Von hier wird auch die Struktur des antiken Orientgarten, ein gevierteltes Quadrat, mit zentralem Brunnen und Ummauerung übernommen.

Dieses Muster wurde von der griechischen und römischen Antike bis zum Barockgarten für die Anlage von Gärten angewandt.(vgl. Tabarasi 2007, 463)

Mit dem Schwinden der Vorstellung des Paradieses als ummauertes Quadrat und der neuen Idee der Schöpfung ihrer selbst willen, verschwinden im

Landschaftsgarten auch die ihn umgebenden Mauern. Die Umgebung wird Teil des Paradiesgartens.

„He leaped the fence and saw that all nature was a garden.“(Walpole 1995, 10
zitiert nach Tabarasi 2007, 466f)

Am herkömmlichen Friedhof sind die Mauern heute von zentraler Bedeutung. Bei den Römern hatten die Grabmäler eine größere Bedeutung als der sie umgebende Raum. Der Friedhof existierte nicht als solches, sondern nur einzelne Gräber. Eine Ummauerung existierte nicht.

Zu Beginn des Mittelalters verhält es sich anders. Das anonym gewordene Grab hat keine Bedeutung mehr, sondern der öffentliche und geschlossene Raum in dem sich die Grabstellen befinden. Daraus entwickelt sich das Bedürfnis, diesen Raum zu benennen.(vgl. Ariès 2005, 72)

Betrachtet man den Begriff Friedhof, hat dieser ethymologisch zwei Wurzeln. Die eine bezieht sich auf den Bedeutungshof des Friedens, die andere auf die Umfriedung.(vgl. Hasse 2015, 116)

Diese trennt den profanen vom geweihten, sakralen Raum. Der Kirchhof, als Begriff historisch vor dem Friedhof angesiedelt, war nicht bloß Bestattungsraum, sondern, wie genannt, auch Marktplatz und Schutzraum.

Die Ausformulierung dieser Umfriedung, ob als Hecke, Mauer, Wassergraben oder Zaun, hatte stets die Aufgabe, die profane Außenwelt von der sakralen Inneren abzuschirmen. Gleichzeitig aber musste sie den Innenraum als eine mythische Welt erlebbar machen und nach außen hin offen halten.(vgl. Hasse 2015, 117)

Der fünften Grundsatz der Heterotopie besagt, dass diese immer durch Verschluss- und Öffnungssysteme von ihrer Umwelt isoliert ist. Menschen werden, wie beim Gefängnis, dazu gezwungen einzutreten oder müssen spezielle Rituale absolvieren, um Eintritt gewährt zu bekommen. Sie ist nicht allen auf die selbe Weise zugänglich.(vgl. Chlada 2005, 92)

Der Friedhof ist durch seine Mauer vom übrigen Stadtraum getrennt. Es gibt ein Innen und ein Außen. Innen ist alles anders als Außen. Drinnen ein exotischer Garten mit eigenem Naturzyklus, draußen ist der Lärm der Stadt und der Raum wo man das Leben verliert.(vgl. Hasse 2007, 77)

Dieser Verschlussmechanismus des Friedhofs ist schon lange ein Kernelement seiner Heterotopie, auch wenn er diesen in seiner Form stetig verändert.

Die Mauer um den Zentralfriedhof zählte, neben dem Wege- und Straßennetz, zu einem der ersten Baumaßnahmen. Bereits 1873 wurde sie bewilligt und entlang der Reichsstraße (heute Simmeringer Hauptstraße) errichtet. An den anderen Rändern war ein provisorischer Holzzaun vorgesehen¹⁷.(vgl.Knispel 1984, 14)

Nach mehreren Erweiterungen umfasste das Areal des Zentralfriedhofs 1983 2.412.328 Quadratmeter, wovon 2.384.743 Quadratmeter eingefriedet waren.(vgl. Knispel 1984, 34)

Das dürfte in etwa der heutigen Größe entsprechen. Die Lücken in der Umfriedung beschränken sich jedoch inzwischen auf die noch geöffneten Tore. Davon gibt es heute noch sechs.

Diese Eingangstore stellen für die BesucherInnen des Friedhofs die Übergangssituationen dar, die den Eintritt in die „andere“, innere Welt wahrnehmbar machen. Zur Eröffnung des Zentralfriedhofs 1874 diente ein Provisorium als Warte- und Eingangsbereich beim Haupttor 2. Erst 1905 wurde das repräsentative Tor, wie es heute besteht, erbaut.

8.1. Illusions- und Kompensationsheterotopie

Mit der Aufrechterhaltung der Mauern am Friedhof und dem Abgrenzen der Umgebung wird auch die Idee negiert, dass die ganze Welt zu einem irdischen Paradiesgarten werden kann. Der abgeschlossene Raum wird als etwas besonderes im Vergleich zu seiner Umgebung geschützt.

¹⁷ Die frühzeitige Fertigstellung war notwendig, da bereits ein Teil des Zentralfriedhofs vor der offiziellen Eröffnung im Oktober 1874 zur Bestattung verwendet wurde.

Foucault bezeichnet dieses Phänomen als Kompensationsheterotopie, wie im sechsten Grundsatz beschrieben.

Dieser, sechste Grundsatz entspricht dem eigentlichen Wesen der Heterotopie, welches, laut Foucault darin liegt, dass sie andere Räume auf zwei Arten in Frage stellt:

Illusionsheterotopien

Als Illusionsheterotopie bezeichnet Foucault Plätze, die den Realraum außerhalb der Heterotopie als noch illusorischer aufzeigen. Er erwähnt das Bordell, oder das öffentliche Bad, als „Kathedralen der Lust“. Auch der „Freistaat Christiania“ im Zentrum von Kopenhagen kann als solche bezeichnet werden. Hier wird seit den 1970er Jahren auf einem großen Gelände einer ehemaligen Kaserne entgegen bürgerlicher Vorstellungen gelebt.(vgl. Chlada 2005, 86f)

Kompensationsheterotopien

Hier wird der „Restraum“ nicht als illusorisch betrachtet, sondern als ungeordnet und missraten. Zur Kompensation schafft sie einen Raum der Vollkommenheit. Foucault nennt die Kolonien der Jesuiten in Paraguay als Beispiel.(vgl. Chlada 2005, 87)

„In der Kolonie haben wir eine Heterotopie, die gleichsam naiv genug ist, eine Illusion verwirklichen zu wollen. Im Freudenhaus haben wir dagegen eine Heterotopie, die subtil und geschickt genug ist, die Wirklichkeit allein durch Kraft der Illusion zerstreuen zu wollen.“(Foucault 2017, 21)

Auch Hasse meint, dass der Friedhof gerade durch seine Umfriedung eine eigene mythische Bedeutung schaffen kann, die den Glauben an *paradiesische Inseln* (Hasse 2015, 129) im eigenen Leben erst ermöglicht. Die Heterotopie benötigt ihm zufolge die Abgrenzung.

Gerade in der Diskussion um Naturfriedhöfe wird häufig über die fehlende Umfriedung und die damit einhergehende Profanisierung des Todes gesprochen.

In ihrem Fehlen wird dieser Form der Bestattungskultur häufig die Bedeutung abgesprochen. Der profane Raum ohne spezielle Kennzeichnung verdrängt die Toten aus dem Bewusstsein, so das Argument.

Die ursprüngliche Idee der Naturfriedhöfe ist die Reintegration des Menschen in die Natur. Er ist ein Raum ohne Grenzen und soll nicht Alltagsferne wie in der Utopie oder eine Gegenwelt wie die Heterotopie erzeugen.

Diese Ursprungsidee scheint aber einer stummen Sakralisierung ausgesetzt. In Waldfriedhöfen werden inzwischen, entgegen der ursprünglichen Idee, häufig Erinnerungsobjekte zu den Bäumen gelegt. Das ist auch auf den Waldfriedhofsbereichen am Zentralfriedhof zu sehen.

Symbole markieren besondere Stellen, und die Orte werden etwa auch für Gedenkgottesdienste verwendet.(vgl. Happe 2016, 296). Dadurch entsteht erneut ein Innen und Außen wie es charakteristisch für die Heterotopie ist.

8.2. Physische und moralische Grenzen

Ein Innen und Außen kann auch durch Wege oder Architektur geschaffen werden. Am klassischen Friedhof sind im speziellen auch die Umfriedungen der einzelnen Gräber zu erwähnen. Vor allem in Bezug auf aktuelle Entwicklungen in der Bestattungskultur. Denn mit den heutigen Anonymbestattungen verschwinden die mittels Abgrenzung markierten Einzel-oder Familiengräber sukzessive. Auf Naturfriedhöfen sind derartige Markierungen meist nicht erlaubt.

Die Hecken, Mauern, Zäune, steinerne Einfassungen und andere Formen der Umfriedung dienen als Grenze zwischen Grab und Friedhof und markieren dieses als Privatbesitz.(vgl. Happe 2016, 292f)

Mit den prunkvollen Gräbern und ihren Umfriedungen um 1900 fand diese Entwicklung ihren Höhepunkt.

Der allgemeine Rückgang des Bedürfnisses nach der Markierung der eigenen Grabstätte heute, auch auf konventionellen Friedhöfen, hängt mit der Feuerbestattung zusammen, die den Grabkult, wie schon erwähnt, entscheidend veränderte.

Die anonyme Urnenbestattung findet in der Regel auf einem Grabfeld ohne individuelle Markierungen oder Umrandungen statt. Zwar gibt es einen Raster, der

die Felder den Menschen zuordnet, dieser dient jedoch nur der Verwaltung. Angehörige wissen nicht wo genau ihre Toten liegen. Die Pflege des Grabfeldes obliegt hier der Friedhofsverwaltung.

Die Machtprozesse der Verwaltung des Lebens, die Foucault mit dem Begriff der Bio-Macht¹⁸ beschrieben hat wirken hier bis in den Tod hinein.

Der Friedhof verändert zwar seine Gestalt, wird aber nicht aufgelöst. Das Grab, so Barbara Happe, verlagert sich von einem konkreten Ort zu einem weitläufigeren Gelände innerhalb des Friedhofes.(vgl. Happe 2016, 295)

Neben diesen räumlichen Grenzen gibt es auf dem Friedhof einen weiteren, entscheidenden Grenztyp, der sich in der Atmosphäre der Trauer zeigt. Es handelt sich dabei nicht um sichtbare, dafür aber spürbare und Respekt reklamierende Grenzen.(vgl. Hasse 2005, 226)

Der Friedhof war niemals eine reine Hygieneanstalt zur Leichenentsorgung, sondern immer ein Raum des Gedenkens.

So versammelt auch die Friedhofsordnung pragmatische und symbolische Aspekte. Verkehrsregeln, Ruhezeiten/Schließzeiten, Gestaltungsvorschriften aber auch Verhaltensregeln.

Diese sind für den Zentralfriedhof in der Bestattungsanlagenordnung der Friedhöfe Wien GmbH festgelegt.

Darin sind etwa Öffnungszeiten festgelegt, wann die Tore geschlossen bleiben. Doch auch wenn die Tore offen sind, gibt es Mechanismen die, wie an der Schwelle zur Wohnung, den/die Fremde/n kurz verweilen lässt, bevor er/sie eintreten darf. Man versucht sich so der Macht des Draußen, die durch den/die Fremde/n eingeschleppt wird, entgegen zu setzen.(vgl. Hasse 2005, 227)

Im Mittelalter wurden zur besonderen Vorsicht häufig Viehgitter, auch Hexengitter oder Beinbrecher genannt, am eigentlich offenen Eingangstor verbaut. Diese sollten neben der Verschmutzung durch Tiere auch den Menschen den Übergang ins Innere erschweren, wodurch die Mauer noch mehr Gewicht erhielt.

Hexengitter sollten vor allem aber auch Dämonen und andere Geister davon

¹⁸ Mit dem Begriff Bio-Macht benennt Foucault Machtmechanismen, die eine Regulierung der gesamten Gesellschaft zum Ziel haben.

abhalten, vom Lebensraum der Toten heraus zu kommen und den Lebensraum der Lebenden zu stören.

Auch wenn diese Gitter einen anderen Hintergrund haben als die heutigen Mechanismen, ist doch eine Verwandtschaft in ihrer Funktion zu erkennen.

Am Zentralfriedhof gibt es heute Schranken vor den Toren. Den AutofahrerInnen soll vermittelt werden, dass sie in einen „anderen“ Bereich einfahren, der sich von der Außenwelt unterscheidet. Auch für Fußgänger und Radfahrer sind solche Hürden, Engstellen oder Steher eingebaut.

Der Friedhof soll Bedrohliches abschirmen und im Inneren eine Atmosphäre der Sicherheit schaffen.(vgl. Hasse 2005, 227ff)

9. Urbanität, Umgebung und Verkehr



Verkehrsflächen vor Tor 2; Simmeringer Hauptstraße; Februar 2018

Von Beginn an spielte der Verkehr eine wesentliche Rolle in der Entwicklung des Zentralfriedhofs und seiner Umgebung, ist es doch eine Grundvoraussetzung für einen Begräbnisort, dass Menschen zu ihm kommen. Und zwar sowohl die Toten, als auch die Lebenden.

Für Foucault ist der Friedhof ein spezieller, anderer Ort und Inbegriff der Räumlichkeit, mit großer Bedeutung für die ihn konstituierenden Menschen. Der Friedhof ist abgeschlossen und grenzt sich so von seiner Umwelt ab. Er ist eine Gegenwelt. Doch was konkret ist das für eine Umwelt und was befindet sich hinter der Mauer?

Stephan Günzel ortet in den Nicht-Orten ein Gegenstück:

„Womöglich sind die Nicht-Orte nach Augé die Räume, welche den Gegenpol zur Heterotopie bilden?“(Günzel 2017, 102)

Augé beschreibt Nicht-Orte als defizitären Zustand der Gegenwart im Gegensatz zum anthropologischen Ort. Nicht-Orte schaffen, so Augé, keine besondere Identität und keine besondere Relation, sondern Einsamkeit und Ähnlichkeit. Ein solcher Nicht-Ort ist der Transitraum. Dieser ist ein identitätsloser, von Bewegung geprägter Raum.

Ihn ihm werden historische Räume bloß gerahmt und ausgestellt.

Im folgenden möchte ich wesentliche Aspekte des Verkehrs und der Umgebung rund um den Zentralfriedhof beleuchten, um über den Rand der Friedhofsmauer zu blicken und zu erkennen, wovor sich die vermeintliche Kompensationsheterotopie abzugrenzen versucht, und wie sich auch die Umgebung, ohne die es keine Heterotopie geben würde, verändert.

9.1. Verkehrsentwicklung rund um den Zentralfriedhof

Der Zentralfriedhof war zum Zeitpunkt seiner Gründung wahrlich an der Peripherie der Stadt und der Transport der Menschen zu ihm war eine große Herausforderung.

Bereits Ende 1873 waren die Flächen für den Friedhof geplant und die Mauer entlang der Reichsstraße (Simmeringer Hauptstraße) aufgestellt. Die ehemalige Limesstraße wurde zudem bis Schwechat gepflastert.

Auch wurden Erhebungen zur Errichtung einer eigenen Straße für den Leichentransport angeordnet, da sich die Gemeinde Simmering gegen den Transport über die Simmeringer Hauptstraße ausgesprochen hatte.

1874 wurde zwar eine provisorische Erlaubnis zur Leichenbeförderung über die Simmeringer Hauptstraße genehmigt, gleichzeitig wurden aber Verhandlungen über den Leichentransport per Bahn geführt. Diese scheiterten, sodass 1877 eine endgültige Erlaubnis zum Transport der Leichen über die Simmeringer Hauptstraße erteilt wurde.(vgl. Knispel 1984, 16)

Diese ging an die neu gegründeten und von nun an dafür zuständigen Bestattungsunternehmen, die diesen Transport über hatten. Ihnen wurde ein Tarif für den Transport der Leichen auferlegt. Ebenso wurde der Fahrpreis für die Pferdetramway, die ab 1874 bis zum 2. Tor fuhr und die BesucherInnen des Friedhofs transportierte, festgelegt.

Unterdessen wurde mit der finalen Errichtung des Haupttores sowie diverser anderer Gebäude gewartet, da die Frage des Leichentransportes mittels Bahn noch ungeklärt war.

Die Distanz zwischen Kirche und Friedhof veränderte auch die Bestattungsrituale und -abläufe. Die Leichen sollten so schnell wie möglich in die neu errichteten Leichenhallen überführt werden.

Der bis dahin übliche Leichenzug vom Sterbehaus zur Kirche und danach zum Friedhof wurde um den letzten Teil, ob der langen Strecke zwischen Kirche und Friedhof gekürzt. Nach der Kirche sollten die Toten ohne Musikbegleitung und Trauerzug zum Friedhof gebracht und bestattet werden. Auch sollten Nachttransporte von den Leichensammelstellen der Bezirke nach Kaiserebersdorf stattfinden. In diesem Fall sollte die Bestattung spätestens am nächsten Vormittag stattfinden. Tote ohne Angehörige sollten sofort, in der Nacht bestattet werden.(vgl. Knispel 1984, 19)

Die Beerdigung der Toten noch am selben Tag der kirchlichen Einsegnung war das Ziel. Dafür mussten die Kutschen die Strecke zum Zentralfriedhof im Trab zurücklegen, was eine Begleitung des Sarges zu Fuß verunmöglichte. Im Winter dürfte der Weg zudem besonders beschwerlich gewesen sein, wie das Illustrierte Wiener Extrablatt im Dezember 1874 berichtet:

„Die leidige Angelegenheit des Zentralfriedhofes ist um eine Kalamität reicher geworden, an die früher Niemand gedacht hat. Es ist eine nicht anzuzweifelnde Nothwendigkeit, daß auch an schneeigen Tagen viele Leute, die in Wien sterben, begraben werden. Wie aber soll dies geschehen, wenn der weite Weg, der noch dazu über die unwirthbare Simmeringer Haide führt, nicht gehörig im Stand gehalten wird, damit die Leichenkondukte und Leidtragende denselben passieren können? [...] Ein Komfortabelkutscher, der eine Kindesleiche auf den Zentralfriedhof überführte, blieb im Schnee stecken, kehrte selbstspännig nach Simmering zurück und trug den Sarg unter dem Arme über die Felder an Ort und Stelle.[...] Das seiner Zeit besprochene Projekt, zur Vermittlung mit der Leichenstadt die Eisenbahn herbeizuziehen, dürfte noch am ehesten geeignet sein, die Leidtragenden davor zu bewahren, daß sie, nicht erst für ihre eigene

Rechnung auf der Simmeringer Haide einen Kampf um's Dasein auszufechten haben.“(Illustriertes Wiener Extrablatt 30.12.1874, zitiert nach Knispel 1984, 14)

Während um 1880 der Leichentransport per Zug immer noch ungeklärt war, wurde 1881 die Zuleitung der Hochquellwasserleitung vollendet und damit ein wesentlicher Schritt für die Anbindung Simmerings an die Infrastruktur Wiens geschaffen.

Ebenfalls ab 1881 verkehrte die Aspangbahn nach Klein-Schwechat (heutige S-Bahn Station Kaiserebersdorf) und war so zumindest bis 1901, als die Straßenbahn elektrifiziert wurde, von großer Bedeutung für die Region und den Besuch des Zentralfriedhofs.

1885 wurde ein Projekt vorgelegt, das eine Bahnlinie für den Personentransport (Lebendige wie Tote) durch den Zentralfriedhof vorsah, welches aber abgelehnt wurde.

Die Transportfrage führte auch zu heute sonderlich wirkenden Ideen, wie eine Art Rohrpost für Leichen im Untergrund. Diese hätte die Toten aus dem Stadtbild gebracht, was die BewohnerInnen von Simmering wohl befürwortet hätten. Diesen war der Anblick der vielen Leichentransporte auf der Simmeringer Hauptstraße unangenehm, waren doch die Wägen durchaus nicht unauffällig. Die Bestattungsunternehmen standen in einem harten Konkurrenzkampf hinsichtlich des Leichentransportes und schmückten daher ihre Wägen mit auffälliger Werbung, sodass sie herkömmlichen Lieferwägen nicht unähnlich waren.(vgl. Schmölder 2015, 31)

Die Pläne für eine eigene Friedhofsbahn wurden erst um 1900 aufgegeben. Damit konnte auch mit der Errichtung von weiteren Leichenhallen, sowie des Eingangsportales und der Friedhofskirche begonnen werden.

Ab 1901 fuhr die Straßenbahn elektrisch. Doch der Leichentransport wurde immer noch mit Kutschen durchgeführt. Vom Ende des Ersten Weltkrieges bis 1925 und am Ende des Zweiten Weltkrieges wurden Leichen zudem in speziellen Waggons mit der Straßenbahn befördert.

Zwischenzeitlich wurde auch über einen Wassertransport der Leichen auf dem Wiener Neustädter Kanal nachgedacht. Dieser führte ursprünglich bis vor das Invalidenhaus im jetzigen 3. Bezirk. Mit ihm wurden Waren, vor allem Kohle in die Stadt transportiert. Ab 1849 wurde er bis zum Rennweg verkürzt, wo ein neues Hafenbecken gebaut wurde. 1879 erfolgte die Einstellung des Betriebes, aber der Kanal führte bis 1930 Wasser, beförderte sporadisch Waren und hätte so dem Leichentransport dienen können. Der Verlauf des später zugeschütteten Kanals entspricht in Wien etwa dem Schienenverlauf der Aspang-, bzw. später der Pressburger-Bahn, der heutigen Schnellbahnstrecke der S7 und verläuft hinter dem Zentralfriedhof Richtung Kledering. In Simmering zeugt heute die Straßenbezeichnung „Am Kanal“ und die trennende Zugtrasse von diesem.(vgl. Hradecky 2014, 95 ff)

Diese Route dient heute RadfahrerInnen als verkehrsberuhigte Alternative von Kaiserebersdorf in die Innenstadt.

Nach der Elektrifizierung ging das Wiener Straßenbahnnetz in den Besitz der Gemeinde Wien über. Diese begann mit der Erschließung vernachlässigter Bezirksteile. 1903 wurde die Straßenbahn nach Schwechat eröffnet. Für die BewohnerInnen von Kaiserebersdorf, die sich, wie Simmering seit 1892 im Gemeindegebiet von Wien befanden, eine Ungerechtigkeit, wie in dem Illustrierten Wiener Extrablatt zu lesen war:

„Zu erwähnen sei noch, daß die Eröffnung der elektrischen Straßenbahn nach Schwechat die Unzufriedenheit der Kaiserebersdorfer, die schon lange sehnlichst einen Anschluß an das Wiener Straßenbahnnetz wünschen, noch gesteigert hat. Die Leute von Kaiserebersdorf berufen sich darauf, daß sie jetzt Wiener sind, denn der Ort liegt noch im Gebiete unserer Gemeinde. Also seien sie weit eher zu berücksichtigen als die Bewohner des benachbarten Marktfleckens (Schwechat). Als Curiosum sei dabei erwähnt, daß die Leute von Kaiserebersdorf, also Wiener, ihre Kinder mit der Eisenbahn in die Schule schicken müssen. Denn der Ort hat keine Bürgerschule, der Weg nach dem benachbarten Simmering ist weit und beschwerlich, und so fahren die Bürgerschüler und -schülerinnen, die in

Kaiserebersdorf wohnen, täglich mit der Donauuferbahn in die Leopoldstadt zur Schule.“(Illustrierte Wiener Extrablatt 12.12.1903, zitiert nach Havelka 1991, 177)

Erst 10 Jahre später fuhr ein elektrischer Bus durch Kaiserebersdorf bis zur Endstation am Münnichplatz. Dieser „*Pletschenexpress*“, der an den Gemüsegärten in Kaiserebersdorf vorbei führte, wurde später zur Straßenbahn umgebaut und 1961 aufgelassen.(vgl. Havelka 1991, 178)

Doch auch heute bevorzugen es viele KaiserebersdorferInnen noch die höheren Schulen im zweiten oder dritten Bezirk zu besuchen, die mit der Schnellbahn einfacher zu erreichen sind als die Schulen in Simmering.

In Simmering und Kaiserebersdorf erwartete man sich ursprünglich von der Eingemeindung infrastrukturelle Maßnahmen von der Stadt Wien. Die Stadt ihrerseits war besonders an den großen freien Flächen und deren Anbindung an das Bahnnetz interessiert.

Bereits 1872 wurde die Donauländebahn eröffnet, die von Penzing über Oberlaa nach Kaiserebersdorf und später zur Donau weiter geführt wurde. Zusammen mit der Donauuferbahn, die entlang der Donau verlief, waren diese auch von Bedeutung für den Transport von Badegästen zu den Strombädern an der Donau. Mit der Bahn entwickelte sich das landwirtschaftliche Simmering auch zu einem industriell geprägten Bezirk. Mit den Städtischen Gas (1899)- und Elektrizitätswerken (1897) auf Simmeringer Boden war es erst möglich die Elektrifizierung der Straßenbahnen voranzutreiben.(vgl. Leban, Hradecky 2012, 21ff)

Im Zuge der Industrialisierung erfuhr Simmering ein enormes Wachstum. Die Bevölkerungszahlen stiegen von 1.900 Personen im Jahr 1800 auf 47.500 Personen im Jahr 1910. Kaiserebersdorf entwickelte sich hingegen wesentlich langsamer. 1910 sah der Wiener Generalregulierungsplan zwar bereits Verbauungen auf dem Leberberg sowie Industriezonen auf der Simmeringer Haide und einem Hafen an der Donau vor, diese wurden jedoch vor dem Ersten Weltkrieg nicht mehr realisiert.

1915 wurde der Verschiebebahnhof Simmering, der Vorgänger des heutigen Zentralverschiebebahnhofs Wien-Kledering, errichtet, der einen Großteil des Schienengüterverkehrs in Wien abwickelt und die südwestliche Grenze des Zentralfriedhofs bildet. Er trennt auch den 11. vom 10. Bezirk und die SimmeringerInnen vom Laaer Berg, von dem aus früher noch die Weinberge bis tief nach Simmering herein reichten. Zwar ist dieser für Simmering wichtige Erholungsberg über Umwege und eine Brücke hinter dem Verschiebebahnhof, oder über Kledering zu erreichen, doch stellen die unzählbaren Schienenpaare doch ein gewaltiges Hindernis dar.

1938 kam im Zuge der Eingemeindung von 97 niederösterreichischen Gemeinden auch Albern zu Schwechat, dem neuen 23. Bezirk Wiens. Wien sollte zur größten Stadt im Reich der Nationalsozialisten werden.

An der Donau im Gebiet Freudenau/Albern/Mannswörth sollte ein Großhafen entstehen. Auf der Simmeringer Haide eine Industriezone, in Schwechat und der Lobau Raffinerien und zudem der Flughafen, ebenfalls in Schwechat. Davon wurden während des Zweiten Weltkrieges der Ölhafen Lobau und Teile des Alberner Hafens, der Flughafen und die Raffinerie gebaut.(vgl. Leban, Hradecky 2012, 25ff)

Auf der Simmeringer Haide wurde von Zwangsarbeitern für die Saurer-Werke ein Außenlager des Konzentrationslagers Mauthausen errichtet. 1500 Häftlinge mussten hier, wie in Werkstätten im Schloss Neugebäude, Zwangsarbeit verrichten. 1944 und 45 waren die kriegswichtigen Industriezonen und Gleisanlagen in Simmering, die ebenfalls von Zwangsarbeitern verlegt wurden, Ziel zahlreicher Bombardierungen. Auch der Zentralfriedhof wurde dabei getroffen.

1954 wurden die Eingemeindungen von 1938 bis auf 17 Gemeinden aufgehoben. Albern blieb bei Wien, da sich der Wiener Hafen inzwischen dort befand.

Mit dem Anschluss Kaiserebersdorfs an das Kanalnetz zwischen 1954 und 1962 wurde eine weitere Voraussetzung für die Errichtung großer Wohnbauten auf der Simmeringer Haide und Kaiserebersdorf geschaffen.

Zwischen 1996 und 2001 wurden in unmittelbarer Nähe zum Zentralfriedhof Wohnungen für 16.500 EinwohnerInnen gebaut. Die Straßenbahn 71 wurde bis Kaiserebersdorf verlängert.

Ende 2000 wurde die U-bahn bis zur Endstation Simmering verlängert. Die S-Bahn Linie 7, die ebenfalls um 2000 Richtung Flughafen neu konzipiert wurde, sah ursprünglich eine Auflösung der Station „Zentralfriedhof“ vor. Nach Überlegungen sie zu einer Bedarfshaltestelle zu machen, blieb sie jedoch schlussendlich doch als reguläre Haltestelle bestehen.

Am östlichen Ende des Zentralfriedhofs wurde 1970 mit der Errichtung der Hauptwerkstätten der Wiener Linien begonnen.

Zu dieser Zeit wurden auch andere kommunale Unternehmen in Simmering angesiedelt. So etwa die Hauptkläranlage und Sondermüll- bzw. Klärschlammverbrennungsanlage (1980) oder etwas später, die Müllverbrennungsanlage Pfaffenau (2007).

9.2. Verkehr auf dem Zentralfriedhof



Schrankenanlage bei Tor 3; Zentralfriedhof Wien; Februar 2018

Auch im Inneren des Friedhofs gibt es Verkehr.

In der Bestattungsanlagenverordnung der Friedhöfe Wien GmbH, § 9 ist geregelt, wer und wie man die Straßen befahren darf.

„Die Verwendung von Fahrzeugen (insbesondere ein- und mehrspurigen Kraftfahrzeugen) und Maschinen (insbesondere Baumaschinen jeder Art) in den Friedhöfen ist zulässig. Die Friedhöfe Wien GmbH ist berechtigt, die Verwendung von Personenkraftwagen gegen Entgelt zuzulassen.“(Bestattungsanlagenverordnung der Friedhöfe Wien GmbH 2010, 10)

Das ist am Zentralfriedhof der Fall. Schranken mit Kassenautomaten regeln heute die Ein- und Ausfahrt für Privatautos. 80 Kilometer umfasst das Straßen- und Wegenetz.

Generell gilt die Straßenverkehrsordnung. Die maximale Höchstgeschwindigkeit ist mit 20 km/h festgelegt. In der Beachtung dieser Maximalgeschwindigkeit ist kein Unterschied zu Straßen außerhalb der Friedhofsmauer zu beobachten.

„Für den Betrieb der Fahrzeuge gelten die Verkehrsregeln der StVO. Insbesondere ist darauf zu achten, dass FußgängerInnen nicht behindert werden und Leichenzüge nicht unterbrochen oder in ihrer Fortbewegung behindert werden (§ 29 StVO). Abweichend von den Regelungen der StVO ist Leichenzügen stets der Vorrang einzuräumen.“(Bestattungsanlagenverordnung der Friedhöfe Wien GmbH 2010, 10)

Außerdem ist das Verwenden von Fahrzeugen, Maschinen oder motorisierten Geräten im unmittelbaren Umkreis von Trauerfeierlichkeiten verboten.

Die Fahrzeuge, die für den Leichentransport von den Aufbahnhallen zu den Grabstätten verwendet werden, sind inzwischen von Flüssiggas auf Elektrobetrieb umgestellt worden.

Daneben gibt es mietbare Fiaker und eine eigene Buslinie, die einen Rundkurs am Zentralfriedhof fährt. Diese übernimmt die Kennzeichnungszahl der aufgelösten Straßenbahn 106.

Ab Mai 2018 gibt es zudem eine E-Bike Entleihstelle auf dem Friedhof. Das Radfahren auf dem Friedhofsgelände wird damit offensiv beworben und gefördert.

9.3. Die unmittelbare Umgebung des Zentralfriedhofs

Die Existenz einer Umwelt ist Grundvoraussetzung für jede Heterotopie. Wie die Utopie existiert auch die Heterotopie nicht für sich, sondern nur in Bezugnahme auf gesellschaftliche und räumliche Verhältnisse um sie herum, welche sie je nach Art der Heterotopie¹⁹ reflektiert, aufzeigt oder umkehrt. Insofern ist die Betrachtung der Umgebung des Zentralfriedhofs entscheidend um die Heterotopie analysieren zu können.

9.3.1. Norden, Nordosten



Kreuzung Simmeringer Hauptstraße/Etrichstraße mit Ghostbike; Juni 2016

Im Nordosten begrenzt den Friedhof die Simmeringer Hauptstraße, die bereits als Limesstraße von Bedeutung war und später eine der wichtigsten Aus- und Einfahrtsstraßen Wiens darstellte. Bei Staatsbegräbnissen führte die Parade stadtauswärts, bei Staatsempfängen vom Flughafen aus stadteinwärts. Erst 1982 wurde der Autobahnabschnitt der A4 von Knoten Prater bis zum Flughafen Schwechat eröffnet und damit die Simmeringer Hauptstraße vom Verkehr

¹⁹ Krisen- oder Abweichungsheterotopie bzw. Kompensations- oder Illusionsheterotopie

zwischenzeitlich etwas entlastet. Ihre große Bedeutung bis zu diesem Zeitpunkt erkennt man auch daran, dass die Instandsetzung und der Ausbau selbiger nach dem Zweiten Weltkrieg eines der ersten großen Straßenbauprojekte außerhalb des Zentrums war.(vgl. Leban, Hradecky 2012, 32)

Aus der Bedeutung als Ausfahrtsstraße heraus, dürften sich auch die vielen Gebrauchtwagenhändler (Geschäft) die heute neben Steinmetzbetrieben, Friedhofsgärtnereien und wenigen Restaurants das Bild der äußeren Simmeringer Hauptstraße prägen, entwickelt haben.

Im Zuge der Sanierungsmaßnahmen wurde auch ein eigener Gleiskörper für die Straßenbahn angelegt, um Besucherspitzen auf dem Zentralfriedhof, etwa zu Allerheiligen, bewältigen zu können. Gleichzeitig ist der motorisierte Individualverkehr in den 1950er Jahren bereits im Aufschwung und der öffentliche Verkehr im zwischenzeitlichen Niedergang.

9.3.1.1. Nicht-Ort

Für Augé sind die Nicht-Orte das Maß unserer Zeit. Der Unterschied zwischen Ort und Nicht-Ort beruht auf dem Gegensatz von Ort und Raum. Michel de Certeau beschreibt den Raum, wie erwähnt, als einen Ort, der durch bewegliche Elemente (Menschen) erst zu einem Raum wird. Bevor die Menschen den Raum definiert haben, war dieser bloß ein von Stadtplanern entworfener Ort.(vgl. Augé 2014, 84) In diesem Zusammenhang erwähnt Augé das Tempo als maßgeblich. Und auch Virilio sieht in der Beschleunigung ein wesentliches Merkmal unserer Zeit.

„Im Nu überall sein. Nicht mehr der Raum, sondern die Zeit wird bevölkert. An die Stelle einer beständigen Bewirtschaftung der Kontinente tritt heute die generelle Inkontinenz der Beförderung und Übertragung: zu den 300 Millionen Touristen jährlich und den 100.000 Passagieren der Fluggesellschaften täglich kommen noch Hunderte von Millionen Autofahrern und Fernsehzuschauern und demnächst die >Tele-Akteure< an ihren Übertragungsapparaten.“(Virilio 1983, 17)

Laut Virilio wird die Distanz einer Reise heute nicht mehr in Kilometern festgemacht, sondern in ihrer Dauer von Ort zu Ort. Das wiederum führt er auf die

zunehmende Reisegeschwindigkeit zurück. Insofern wird also die Zeit wesentlicher denn der Raum. Der Raum verschwindet.(vgl. Günzel 2017, 28)
Anhand des Transitraumes Straße, die Augé unter anderem als Nicht-Ort nennt, und ihrer Veränderung ist das zu erkennen.

Die „wirklichen“ Nicht-Orte, so Augé werden von Worten und Texten definiert, von Verboten oder Informationen, Verkehrsschildern, Anzeigen oder Plakaten in der Landschaft.

Die Trassenführung der Autobahnen und Schnellstraßen ist so gelegt, dass sie Städte umgeht, jedoch werden bemerkenswerte Orte auf Schildern erwähnt um darauf hinzuweisen, dass man in der Nähe wäre.(vgl. Augé 2014, 98f)

Zu Beginn der Simmeringer Hauptstraße, von Schwechat kommend, am äußersten Ende der Wiener Stadtgrenze, bekommt man als AutofahrerIn Werbung präsentiert. Besonders eigenartig wirkt dabei die Werbung für „Citybikes“, befindet sich doch weit und breit keine Station davon. Die nächste Entleihstelle für diese Räder ist in der Petrusgasse im dritten Bezirk, fast acht Kilometer entfernt. Das würde eine Fußstrecke von etwa 1,5 Stunden bedeuten. Das Schild ist bloß ein Verweis auf die theoretische Existenz anderer Verkehrsmittel.

Der Raum des Nicht-Ortes, so Augé, schafft keine besondere Identität und keine besondere Beziehung.Er ist auch kein Raum der Geschichte, sondern der ewigen Gegenwart. Die aktuelle Verkehrslage aus dem Radio oder die Darstellung des aktuellen Standortes eines Flugzeuges auf einer Karte am Monitor schaffen den Eindruck als hätte bloß die „Geschichte in der Gegenwart“ Relevanz für die individuelle Geschichte des Einzelnen.(vgl. Augé 2014, 104f)

Doch, meint Augé, kommen Nicht-Orte häufig nicht in reiner Form vor:

„In der konkreten Realität der Welt von heute überschneiden und durchdringen Orte und Räume, Orte und Nicht-Orte sich gegenseitig.“ (Augé 2014, 107)

An Nicht-Orten, wie an vorheriger Stelle definiert, werden Individuen nicht integriert oder erfahren eine Synthese, sondern berechtigen nur zur Koexistenz mit anderen vergleichbaren Individuen. Eigentlich würde im Aufeinandertreffen verschiedener Individuen Soziales geschaffen und Räume erzeugt. Beim Nicht-

Ort ist das nicht der Fall. Insofern stellt der Nicht-Ort ein Paradoxon dar.(vgl. Augé 2014, 110) So sind die Menschen in den Autos zwar alle gemeinsam auf der Straße unterwegs, aber doch jeder alleine und für sich.

„Der Nicht-Ort ist das Gegenteil der Utopie; er existiert, und er beherbergt keinerlei organische Gesellschaft.“(Augé 2014, 111)

Der Nicht-Ort und die Heterotopie wären demnach beide real existierende Utopien in der Gesellschaft. Während die Heterotopie als Gegenwelt, als Insel in einer Weite beschrieben wird, sind die Nicht-Orte aber diese Weite.

9.3.1.2. Tempo und Distanz

In Simmering wurden Industriezonen geschaffen, um den Bezirk als Wohn- und Arbeitsbezirk, als Gesellschaft zu definieren. Wohngebiete wie die am Leberberg sind dennoch isoliert. Hier befinden sich kaum Lokale oder Kulturinstitutionen, noch Arbeitsstätten. Sie bieten Wohnraum, der aber öffentlich schlecht angebunden ist, sodass die Menschen ihre Wege mit dem Auto zurück legen. Die Straßen dienen als Verbindung zwischen den bedeutenden Räumen der Menschen, der Arbeit und dem Zuhause. Die Straße, der Nicht-Ort zwischen diesen relevanten Stätten, spielt dabei keine Rolle. Dies gilt in besonderem Maße, wenn die Alltagsmobilität vom notwendigen Übel zum entscheidenden Teil der Lebensweise wird.

Das Tempo und die Distanz sind die entscheidende Aspekte in der Entwicklung. Die „Halbstundenzone“ wird von VerkehrsexpertInnen herangezogen, um die tägliche Mobilität zu messen. Eine halbe Stunde ist, unabhängig vom Verkehrsmittel, scheinbar die Zeit, die Menschen bereit sind zu investieren.

„Um die Entfernung zwischen Wohnort und Arbeitsplatz zurückzulegen, benötigen die Menschen durchschnittlich eine halbe Stunde- und das unabhängig von der überwundenen Distanz.“(Békési 2005, 94)

Schnellere Verkehrsmittel werden demnach nicht dazu verwendet Zeit einzusparen, sondern weitere Strecken zurückzulegen.

Der Verkehr zum Zentralfriedhof und in seiner Umgebung hat sich in den knapp 150 Jahren seines Bestehens enorm verändert. Wien entwickelte sich von einer „FußgängerInnen- und Pferdetramwaystadt“ um 1870 zur „Straßenbahn- und Fahrradstadt“ um 1900 bis zur „U-Bahn/S-Bahn- und Autostadt“ ab 1960. Dabei haben sich die Anzahl der täglich zurückgelegten Wege, sowie die dafür aufgewendete Zeit in den letzten 150 Jahren kaum verändert.(vgl. Békési 2005, 97)

Die Art und Weise wie diese Wege zurück gelegt werden jedoch entscheidend. In der Stadt des öffentlichen Verkehrs und der Autos beschränken sich die täglichen Fußwege zunehmend auf den Weg zur Haltestelle oder dem Parkplatz. Die Halbstundenzone, die mit dem Fahrrad bei sechs Kilometern liegt, steigt mit dem Auto auf 15 Kilometer. Damit wird der ohnehin schon bestehende Trend der räumlichen Trennung von Wohn-, Arbeits- und Erholungsstätten massiv verstärkt. Dabei hatte um 1930 der öffentliche Verkehr bereits einmal den Stellenwert, den er auch heute hat. Etwa ein Drittel aller zurückgelegten Wege wurden öffentlich bewältigt.

In den 1970er Jahren schließlich wurden mehr Wege in der Stadt motorisiert zurückgelegt als zu Fuß. Immer mehr Flächen wurden für diesen Zweck verwendet.

Die Wiener Verkehrsbetriebe hatten ab den 1950er Jahren mit einem massiven Fahrgastrückgang zu kämpfen. Anstatt ihr Angebot auszubauen, wurden jedoch sukzessive bis 1970 ein Drittel der angebotenen Nutzkilometer reduziert. Das entsprach dem Stand von 1923.(vgl. Békési 2005, 99)

In Simmering wurden die Straßenbahnlinien 73 und 72 auf Busbetrieb umgestellt. Die Buslinie 73 später eingestellt. Die Straßenbahnlinie 106 wurde ebenfalls eingestellt.(vgl. Leban/Hradecky 2012, 39)

Die Priorität für den öffentlichen Verkehr wurde für Jahrzehnte gegenüber dem Autoverkehr aufgegeben. Besonders in den Randbezirken ist das bis heute bemerkbar.

In den Stadtzentren, so auch in Wien, lässt sich derzeit durchaus ein Anwachsen des sogenannten „langsamen“ (z.B.: Fahrrad) und des öffentlichen Verkehrs feststellen.(vgl. Manderscheid 2012, 161)

„Fahren-Können statt Gehen-Müssen bedeutet für die Stadtbewohner einen Gewinn an Freiheit. Die Verfügbarkeit von Stadt, die Möglichkeiten der Raumüberwindung haben im Laufe der letzten eineinhalb Jahrhunderte zugenommen. Doch damit sind auch Verluste und neue Abhängigkeiten verbunden. Denn die Vielfalt der Raumeignung scheint eher abgenommen zu haben. Mit anderen Worten: Wir fahren zwar heute weiter und bequemer, können aber im Stadtraum weniger unternehmen, weil uns der Platz und Ruhe fehlen. Die entscheidende Bruchstelle in dieser Entwicklung liegt in den 1950er-Jahren, als sich Verkehrspolitik und Stadtplanung von der fußläufigen, Straßenbahn und Rad fahrenden Stadt ab und der „autogerechten“ Stadt zuwandten.“(Békési 2005, 103)

Die Straßenbahn, die auch Kaiserebersdorf öffentlich hauptsächlich bedient, hat ihre Reisegeschwindigkeit seit 1910 (12 km/h) gegenüber heute (2013, 15,4 km/h tagsüber) kaum erhöhen können.(vgl. Békési 2005, 101; vgl. www.wienerlinien.at) Die S-Bahn, die Kaiserebersdorf mit Wien verbindet, verkehrt erst seit Ende 2017 - und das auch nur zu Spitzenzeiten - vier mal stündlich. Vorher und untertags zwei mal pro Stunde. Das liegt auch daran, dass der CAT (City Airport Train) sowie Züge der ÖBB zum und vom Flughafen kommend die Trasse belegen. Abends fährt die letzte S-Bahn zudem bereits vor Mitternacht ab Wien Mitte Richtung Kaiserebersdorf. Die hierarchische Beziehung zwischen Zentrum und Peripherie hat zweifellos immer noch Bestand. Die möglichst direkte Beförderung der PassagierInnen vom Flughafen mitten in die Stadt (Wien Mitte) hat scheinbar einen höheren Stellenwert als die Verbesserung der öffentlichen Anbindung der im Osten Wiens lebenden Menschen.

9.3.2. Osten



Tor zum KGV „Bei den Awaren“; Februar 2018

Der Friedhof ist umringt von Straßen und anderen Verkehrsflächen. Lediglich auf seiner östlichsten Seite, zwischen der Friedhofsmauer und der Zentralwerkstätte der Wiener Linien und von dort entlang der südlichen Mauer bis Tor 9 befinden sich Grünräume und Wege ohne Verkehr.

Ein Teil des Grünstreifens zwischen dem Neuen Jüdischen Friedhof und der Zentralwerkstätte der Wiener Linien ist inzwischen zu einer Kleingartensiedlung (KGV „Bei den Awaren“) geworden.

In der Umgebung des Zentralfriedhofs gibt es einige solcher Siedlungen. Der Kleingartenverein „Neugebäude“ unmittelbar neben dem Krematorium und Urnenhain, der Kleingartenverein „Leberberg“ am östlichen Ende des Friedhofs oder der erwähnte Kleingartenverein „Bei den Awaren“. Diese werden oftmals ebenso wie der Friedhof als Heterotopie bezeichnet. Tatsächlich gibt es zwischen beiden große Ähnlichkeiten. Beide sind von Öffnungs- und Verschlusssystemen geprägt. Die Mauer rund herum sowie die Parzellierung und Markierung des eigenen Territoriums im Inneren sind wesentlich und weisen eine Ähnlichkeit zu Strukturen am Friedhof auf. Auch befinden sie sich oftmals am Stadtrand und

sind einem Wandel unterlegen. Die ehemaligen Schrebergärten, sommerliche Zufluchtsorte für StädterInnen mit der Möglichkeit Gemüse anzubauen, werden immer mehr zu ganzjährigen Wohnräumen, die bis an die maximal zulässige Größe ausgebaut werden. Sauberkeit und gepflegte Gärten scheinen, wie am Friedhof wichtig zu sein. Bei jährlichen Begehungen wird der Zustand der Gärten kontrolliert, ungepflegte Flächen schlecht bewertet. Der Raum des Kleingartens ist ein inszenierter, aber auch mit ihm lässt sich seine Umwelt reflektieren. In seiner heterotopen Charakteristik ist er dem Friedhof sehr ähnlich.

9.3.3. Süden, Südwesten



Industriegebiet hinter dem Zentralfriedhof Wien; Juni 2016

Hinter dem südlichen, wenige Meter breiten Grünstreifen und der stillgelegten Schienentrasse breitet sich in unmittelbarer Nähe zum Zentralfriedhof ein Industriegebiet immer weiter aus.

Die an der Süd-Westlichen Mauer entlang führende, nach den Architekten des Friedhofs benannte, Mylius-Bluntschli-Straße ist teilweise außerhalb des Ortsgebietes. Die erlaubte Höchstgeschwindigkeit beträgt dennoch 50 km/h und wird mit einer Tafel, „Immissionsschutzgesetz – Luft“ angezeigt. Mit der Ortstafel von Wien direkt vor dem Industriegebiet, in dem sich etwa eine Farbenfabrik oder ein steinzerkleinerndes Unternehmen befindet, endet die Luftschutzzone. An Augé denkend, verweist das Verkehrsschild (Immissionsschutzgesetz – Luft) auf den Friedhof als speziellen Ort hinter der Mauer. Mehr als ein Verweis, dass da etwas wäre ist es aber nicht.

Der Friedhof kann meiner Ansicht nach sowohl als Kompensationsheterotopie als auch als Illusionsheterotopie betrachtet werden.

Der Restraum wird von dem kompensationsheterotopen Friedhof als ungeordnet und missraten betrachtet. Er entwickelt daher einen Raum der Vollkommenheit über den die äußeren Verhältnisse aufgezeigt und reflektiert werden.

Als Illusionsheterotopie zeigt er die Umgebung, den Realraum als noch illusorischer als den inneren Raum der Heterotopie auf. (vgl. Chlada 2005, 86f)

Doch gewinnt man den Eindruck, dass die veränderten Verhältnisse in der direkten Umgebung des Friedhofs, eher diesen selbst als Illusion entlarven.

Die Heterotopie stellt ihre Umgebung in Frage. Doch auch im Diskutieren der Umgebung wird der Friedhof und seine Illusion einer heilen, geordneten Welt in Frage gestellt.

9.3.4. Norden, Nordwesten



Grundstück; Simmeringer Hauptstraße; Februar 2018

Foucaults dritter Grundsatz besagt, dass Heterotopien grundlegend verschiedene Räume zusammen bringen können.

Um dies zu verdeutlichen, erwähnt er unter anderem, die Situation im Kino:

„Das Kino ist ein rechteckiger Saal, an dessen Ende man auf eine zweidimensionale Leinwand einen dreidimensionalen Raum projiziert.“(Foucault 2017, 14)

Das selbe Phänomen ortet Jürgen Hasse bei Friedhöfen.

Diese mögen zwar durch die Ausbreitung der Städte inzwischen wieder in ihrer Mitte²⁰ sein, jedoch bleiben sie auf Grund ihrer architektonischen Form und der mythischen Besonderheit Orte, die nicht in den realen Raum der Stadt passen, aber trotzdem in ihr sind.(vgl. Hasse 2007, 78)

²⁰ Das äußere Simmering als Mitte von Wien zu bezeichnen wäre zwar etwas verwegen. Trotzdem leben um den Friedhof inzwischen viele Menschen, für die diese Gegend natürlich zentral ist.

Die Heterotopie des Friedhofs ist also laut Hasse immer noch, oder vielleicht gerade wegen der heterogenen Umgebung, aufrecht.

Im Nordwesten begrenzt die Straße „Weichseltalweg“ den Zentralfriedhof. Diese verläuft von der Simmeringer Hauptstraße bis zum Kreisverkehr bei der S-Bahn Station „Zentralfriedhof“, hinter der sich der Zentralverschiebebahn nach Kledering hin ausbreitet. An der Ecke zur Simmeringer Hauptstraße besteht ein Steinmetz- und zwei Gärtnereibetriebe. Am anderen Ende, bei der Ecke zur Straße „Am Kanal“ stehen mehrere hüttenartige Anlagen und Ställe sowie ein nach außen hin abgeschottetes Haus. Dazwischen breitet sich eine Brachfläche („Gstättn“) aus, auf deren im Verfall befindliches Haus steht.

Hier, wie auch entlang der Simmeringer Hauptstraße, trifft man immer wieder auf Zwischenräume, Brachflächen mit provisorisch wirkenden Bauten und verfallenen Häusern. Gärtnereien, Steinmetzbetriebe mit diffuser Bebauung und scheinbar ungepflegten Flächen, auf denen Dinge abgelagert werden.

Diese Räume entsprechen nicht der geordneten Friedhofswelt, und auch innerstädtisch sind solche „wilden Räume“ mit zunehmender Verdichtung immer seltener.

Es scheint widersprüchlich, doch vielleicht kann diese Gegend gerade durch ihre vermeintliche städtebauliche Benachteiligung, die sich etwa im Verkehr zeigt, individuell oder kollektiv angeeignete und bedeutungsvolle Räume schaffen.

Die Flächen in der Umgebung des Zentralfriedhofs, hinter den Verkehrsflächen, sind gekennzeichnet von Heterogenität. Landwirtschaftliche Flächen grenzen an Hochhaus-Wohnbauten, Gebrauchtwagenhändler (Geschäft) an verkitschte Gärtnereien, Pferdeställe an Verschiebebahnhöfe, Industriegebiete an Luftschutzzonen, Kleingärten an Zentralwerkstätten. Und dazwischen der Zentralfriedhof, ein illusorisches Idyll, umgeben von komplexen räumlichen Strukturen die keinesfalls einer formlosen Weite entsprechen.

10. Schluss. Das mögliche Ende einer Heterotopie



Container mit Grabsteinen; Zentralfriedhof Wien; Februar 2018

Der Friedhof stellt, nimmt man ihm seine mythische Macht, einen rationalen Ort innerhalb einer Stadt dar. Er ist kalkuliert und nützlich. Erst durch den mythischen Charakter, bzw. die Spannung die sich daraus ergibt, und seine Umgebung entsteht die Heterotopie.

Wäre dieser mythische Charakter vordergründig, würde er diskutiert, die Heterotopie thematisiert und reflektiert werden, so wäre der heterotope Charakter in Gefahr.

„Ihr Stummbleiben ist die Bedingung ihrer Funktion in der Produktion eines die Brüche der Realität kittenden Sinns.“ (Hasse 2007, 89)

Hasse beschreibt die selbe Spannung sehr treffend am Beispiel von Parkhäusern.

„Im anmutenden Schein des Schönen verdecken die Parkbauten dabei ihre kompensationsheterotopie Funktion der Glättung des Grundwiderspruchs zwischen individueller Motorisierungslust und einem ökologischen wie verkehrspolitisch eskalierenden Desaster nahezu perfekt.“(Hasse 2007, 184)

Die Heterotopie Friedhof betrachtet den ihn umgebenden Raum als abgrenzungswürdig und stellt sich damit über ihn. Doch formt er in seinem Inneren eine Welt, die den Realraum um ihn herum als Illusion begreift, obgleich er selbst vielleicht die Illusion und die Umgebung der reale Raum ist. Hier liegt die Nähe zum Parkhaus. Sowohl der Friedhof als auch das Parkhaus negieren in gewisser Weise den Einfluss, den die Umgebung auf sie hat.

Foucaults erster und sechster Grundsatz der Heterotopie bieten meiner Ansicht nach viel Spielraum für Argumentationen um welche Art von Heterotopie es sich beim Friedhof handelt.

Doch geht man vom Friedhof als Heterotopie, welcher Art auch immer aus, muss diese laut Hasse in gewisser Weise „rein“ sein, um trotz des stetigen Wandels bestehen zu bleiben. Sie verträgt eine funktionale Durchmischung nur bedingt. Der mythische Überschuss, wie Hasse es nennt, der den Ort zur Heterotopie macht, würde verschwinden und ein multifunktionaler Ort übrig bleiben. Ein Parkhaus in dem man jede zweite Box als Verkaufsfläche nutzen würde, wäre kein Parkhaus mehr, sondern ein multifunktionaler Ort, an dem man auch ein Auto abstellen kann.(vgl. Hasse 2007, 191)

Ein Friedhof auf dem gelaufen und radgefahren, auf Fotosafari gegangen wird und Sehenswürdigkeiten angeschaut werden, kann der noch als heterotoper Raum bezeichnet werden, wie ihn Foucault beschrieb, oder ist die Heterotopie des Zentralfriedhofs im Begriff sich aufzulösen? Zumal sich andere Begräbnis- und Gedächtnisorte als der klassische Friedhof immer mehr etablieren.

Die katholische Kirche sieht jedenfalls in der derzeitigen Entwicklung der Begräbniskultur den Friedhof als (ihren) speziellen Ort in Gefahr.

In einem Text der Bischofskonferenz von 2005 erkennt sie die Bestattung außerhalb der Friedhofsmauern nicht als Trauerkultur an. Friedhofskultur sei nur gegeben:

„[...] wenn der Friedhof eindeutig und klar als solcher zu erkennen ist, wenn die Bestattung der Toten und die Erinnerung an sie im Mittelpunkt stehen.“ (Deutsche Bischofskonferenz 2005, 52 zitiert nach Happe 2016, 288)

sowie:

„Als abgegrenzter Raum macht er deutlich, dass die Trennung von den Verstorbenen notwendig ist und auch innerlich vollzogen werden muss.“ (Deutsche Bischofskonferenz 2005, 71 zitiert nach Happe 2016, 288)

Außerdem wird die anonyme Bestattung als Unsichtbarmachung von Tod sowie die Trauer als orts- und gesichtslos bezeichnet. (vgl. Happe 2016, 288)

Das Hervorheben der Verschlussmechanismen (abgegrenzter Raum) als immanent wichtig, deutet bereits auf eine Verbindung zur Heterotopie hin. Die Bischofskonferenz bezieht sich aber sogar direkt auf Foucault, wenn sie im oben genannten Text bezüglich der anonymen Bestattung schreibt:

„Durch das Angebot textlicher und ikonographischer Elemente kann der Friedhof den Charakter eines >Gegenortes< gewinnen.“ (Deutsche Bischofskonferenz 2005, 48 zitiert nach Happe 2016, 288)

Im direkten Bezug der katholischen Kirche auf Foucault sieht Barbara Happe den Beleg, dass dieser den an den Stadtrand verlegten, katholischen Friedhof in Frankreich beschrieben hat.

Auch ArchitektInnen und LandschaftsarchitektInnen fordern häufig die Abkehr von Naturfriedhöfen und die Errichtung klar erkennbarer Friedhöfe im klassischen Sinne. Sie orten, wie auch die katholische Kirche, in der Anonymisierung des

Todes die Verdrängung der Toten. Die Ummauerung dient ihnen dabei oft als Mittel, um über die Ideen der Heterotopie für den Friedhof als speziellen, von der Alltagswelt getrennten, Ort zu argumentieren.(vgl. Happe 2016, 289ff)

Die Ummauerung bezieht sich dabei, wie erwähnt, auch auf die Markierung der einzelnen Grabstätten, die durch Anonymbestattungen zunehmend aufgelöst werden. Diese Markierungen sind die Speichermedien, die eine Konservierung der Erinnerung und damit das „brechen mit der Zeit“ ermöglichen.

Das Konzept der Heterotopie von Foucault, beziehungsweise oftmals nur einzelne Teile seiner Grundsätze, wird zur Rechtfertigung traditioneller Friedhofsstrukturen herangezogen.

Interessanterweise wurde aber gerade diesen Friedhofsstrukturen am Stadtrand schon viel früher die Verlagerung des Todes aus dem Sichtfeld der Menschen vorgeworfen. Der Verlegung vorausgegangen war eine vielfältige Raumnutzung des Friedhofs durch die Menschen, die lange Zeit als normal betrachtet wurde. In der derzeitigen Entwicklung des Friedhofs zu einem Raum, der von Menschen erneut vielfältig genutzt wird, befürchtet man den Verlust des mythischen Überschusses und der Auflösung der Heterotopie Friedhof.

Barbara Happe meint:

„Die für die 1970er und 1980er Jahre nachgewiesene Dominanz der landschaftsarchitektonischen Anlagen, bei denen die Eingliederung in den Landschaftsraum die Friedhöfe zu sinnentleerten Grünflächen verkommen lässt, haben dem Begräbnisplatz seinen Charakter als einem >anderen Ort< im Foucault'schen Sinn weitestgehend genommen.“(Happe 2016, 292)

Und der Text der Bischofskonferenz besagt zwar, dass der Friedhof durch spezielle Elemente den Charakter eines Gegenortes gewinnen kann.

Gemeint dürfte aber sein, dass er ihn dadurch behalten kann. Der Auflösung der Heterotopie soll entgegen gearbeitet werden.

Da die Entwicklung der Friedhöfe derzeit durchaus nicht europaweit homogen verläuft, lässt sich das Urteil Happes meiner Ansicht nach nicht pauschal über „den Friedhof“ fällen.

Naturfriedhöfe oder Friedhöfe im englischen Stil des Landschaftsgartens sind in Österreich weitaus weniger verbreitet als etwa in Deutschland.

Eine Entwicklung in diese Richtung, die viele Friedhöfe, wenn auch auf unterschiedliche Weise, betrifft, kann aber nicht abgestritten werden.

10.1. Maßnahmen gegen den Bedeutungsverlust

Auf vielen traditionellen Friedhöfen werden Maßnahmen gegen den Rückgang ihrer Bedeutung ergriffen. Diese sind aus verschiedenen Gründen notwendig. Die Sargbestattungen auf den Friedhöfen werden immer weniger und der Flächenbedarf sinkt. Die Friedhöfe reagieren, indem sie Gräber auflassen und Themencluster wie den „Park der Ruhe und Kraft“ oder den „Naturgarten“ am Zentralfriedhof schaffen. Diese Umgestaltung ist zum einen ein Zugeständnis an die veränderten Bedürfnisse der FriedhofsbesucherInnen, zum anderen verhindern diese Maßnahmen auch den Verfall und den damit einhergehenden Verlust der großen gesellschaftlichen Bedeutung der Friedhöfe in ihrer derzeitigen Form.

Die Sauberkeit und Reinlichkeit am Friedhof spielt dabei eine wichtige Rolle.

„Die Mitarbeiter kämpfen gegen Verwilderung und Verwitterung.“ (Lebensraum Zentralfriedhof, 28:15 Min)

Die Verwilderung und Vernachlässigung der Toten und ihrer Grabstätten führte zur letzten großen Veränderung der Friedhöfe, zu ihrer Verlegung und der örtlichen Trennung von Kirche und Friedhof, die auch von Kirchenleuten der Zeit begrüßt wurde. Gleichzeitig hat die Kirche mit dieser Maßnahme einen beträchtlichen Teil ihres Einflusses (und ihrer Einnahmen) auf den Tod der Menschen eingebüßt. Es erstaunt also nicht, wenn die katholische Kirche ihren ohnehin schon geringeren Einfluss auf die Bestattungskultur versucht zu wahren, in dem sie für die alte Form des Friedhofs argumentiert, wie in dem Text der deutschen Bischofskonferenz von 2005.

Neben den veränderten Bedürfnissen und Verhältnissen ist häufig auch die „Verunreinigung“ des mythischen Ortes ein Grund für eine Sanierung²¹! Spuren von Friedhofsschändungen, wie sie auf den jüdischen Teilen, aber auch auf anderen immer wieder vorkommen, müssen schnell beseitigt werden, zerstören sie doch die Illusion der „ganz anderen“ Welt des Friedhofs. Oftmals bleiben aber Spuren der Beseitigung von Schändungen zurück. So waren zum Beispiel lange Zeit Schleifspuren auf der Namenstafel der Gedenkstätte für die im 1. Weltkrieg gefallenen jüdischen Soldaten zu sehen. Gerhard Roth vermutet, dass hier ein Hakenkreuz entfernt und dabei auch die Namen der verstorbenen teilweise ausgelöscht wurden.(vgl. Roth 2014, 549)

Historisch gesehen stellt bereits die Loslösung des Friedhofs von der Kirche, im Moment der Friedhofsverlegung nach Simmering, eine „Verunreinigung“ des mythischen Ortes dar.

So konnte dieser den Menschen zunächst keine Identität stiften, fehlte ihm doch die mythische Komponente. Pragmatisch war das Leichenfeld wohl sinnvoll, und trotzdem war der Zentralfriedhof zunächst aus unterschiedlichen, bereits beschriebenen Gründen ungeliebt.

Erst gut 30 Jahre nach Eröffnung des Friedhofs etwa wurde die Friedhofskirche eröffnet.

„Die Kirche als institutioneller Rahmen ermöglicht erst das Gelingen der Inszenierung und Belehrung.“(Ballhausen, 2002, 169)

Was Ballhausen im Bezug auf die Bühne (Kollegienkirche) für Hofmannsthals „Das Salzburger große Welttheater“ formulierte, gilt ebenso für die Inszenierung von Tod und Friedhof. Es erklärt, warum das Leichenfeld in Simmering plötzlich losgelöst von der Kirche und ihrem Ritus, entrückt wirkt. Die Kirche stellte ein klares Ordnungsgefüge her, in dem rituelle Handlungen organisiert waren.(vgl. Ballhausen 2002, 169ff)

²¹ Sanierung bezeichnet die Wiederherstellung. In diesem Fall die Wiederherstellung des mythischen Charakters.

Bei aktuellen, alternativen Bestattungsorten wie dem Waldfriedhof ist diese Loslösung von der Kirche nicht mehr plötzlich und fremdbestimmt, sondern Ausdruck der zunehmenden Abkehr von selbiger. Die Natur tritt hier als Bedeutungsinstanz anstelle der Kirche.

10.2. Der Einfluss der Umgebung

Das Auflösen oder Scheitern einer Heterotopie manifestiert sich im Auflösen ihrer mythischen Versprechen. Jedoch funktionieren gescheiterte Heterotopien nicht einfach nur nicht mehr, so Hasse. Die in der Heterotopie versteckten Brüche zwischen Wünschen und Realität treten hervor und die Heterotopie selbst wird thematisiert und konfrontiert so die Gesellschaft mit ihrem eigenen Schatten.(vgl. Hasse 2007, 204)

Ein tatsächlicher oder mythischer Verfall des Friedhofs führt zu einer Thematisierung der räumlichen Verhältnisse. Diese sind in keiner Weise mit denen von vor 150 Jahren zu vergleichen. Die Umgebung nimmt Einfluss auf den Friedhof. Die schützende Barriere, die Friedhofsmauer, hilft dabei nur bedingt. Denn durch die Aneignung des Raumes und die vielfältigere Nutzung verändert der alte Friedhof seine Bedeutung. Die Umgebung entlarvt nunmehr den Friedhof als paradisische Illusion, sodass sich dessen Rolle als spezieller Ort ändert.

Foucault bezeichnet das 20. Jahrhundert als eine Epoche des Raumes. Derzeit, also im 21. Jahrhundert, rückt die Zeit wieder mehr ins Zentrum. Das lässt sich an der, den Friedhof dominierend umgebenden, Verkehrssituation deutlich erkennen. Nicht der Raum wird bevölkert, sondern die Zeit. Möglichst schnell in sie hinein, aus ihr heraus oder durch sie hindurch zu kommen, scheint die oberste Prämisse zu sein.

Der Zentralfriedhof bietet im Verbergen der bröckelnden Heterotopie den Menschen eine Welt mit räumlicher Bedeutung. Geschwindigkeit ist hier, am ewigen Ort, relativ.

Der Friedhof hat diese Funktion aber nicht aus sich heraus, sondern sie wird durch die Menschen definiert, die ihn benutzen. Die Nutzung wird zunehmend

vielfältiger. Er ist nicht mehr bloß Begräbnis- und Gedenkraum, sondern Kulturraum mit musealem Charakter, Touristenattraktion oder Nah- und Fernerholungsgebiet.

Doch scheint es, als würden die Menschen gerade durch ihre Aneignung des Friedhofs als Erholungs- und Kulturraum diesem seine Qualitäten als speziellen Gegenraum nehmen und ihn langfristig zu einem multifunktionalen Ort machen.

Das entspräche auch der gängigen Auffassung, dass die Form des Friedhofs ein Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse und des Umganges mit dem Tod sei. Der Individualisierungswunsch und die wachsende Mobilität der Menschen zeigt sich nicht nur in der zunehmende Zahl an Anonym- und Urnenbestattungen und dem Entstehen alternativer Bestattungsformen.

Die neuen Bedeutungsräume sind vielfach losgelöst vom physischen Leib, wie im public mourning oder der digitalen Trauerkultur.

Der Zentralfriedhof ist das Spiegelbild all dieser Veränderungen. Der Flächenbedarf sinkt. Zwar werden die Menschen immer noch auf ihm bestattet, aber langfristig werden immer mehr alternative Orte entstehen, um die Toten zu versorgen. Der Friedhof wird vielfältiger genutzt werden.

Die Veränderungen sind klar erkennbar. Die Bedeutung des Friedhofs und der Heterotopie Friedhof befindet sich im Wandel.

Von einer Auflösung der Heterotopie - am Beispiel Zentralfriedhof - zu sprechen, wäre aber ein Vorgriff. Es gilt die Entwicklungen abzuwarten.

11. Quellenverzeichnis

11.1. Bücher

Ariès, Phillippe(1984): Bilder zur Geschichte des Todes; Carl Hanser Verlag, München/Wien

Ariès, Phillippe(2005): Geschichte des Todes; dtv, München

Augé, Marc(2016): Lob des Fahrrads; Verlag C.H.Beck oHG, München

Augé, Marc(2014): Nicht-Orte; Verlag C.H.Beck oHG, München

Ballhausen, Thomas(2002): Das trunkene Kirchenschiff. Zu Foucaults Raumkonzept der Heterotopologie; In: Chlada, Marvin(Hg.)/ Dembowski, Gerd(Hg.): Das Foucaultsche Labyrinth. Eine Einführung; Alibri Verlag, Aschaffenburg, 163- 176

Bauer, Werner T.(1988): Wiener Friedhofsführer. Genaue Beschreibung sämtlicher Begräbnisstätten nebst einer Geschichte des Wiener Bestattungswesens; Falter Verlag, Wien

Békési, Sándor(2005): Verkehr in Wien. Personenverkehr, Mobilität und städtische Umwelt 1850 bis 2000; In: Brunner, Karl(Hg.)/ Schneider, Petra(Hg.): Umwelt Stadt. Geschichte des Natur- und Lebensraumes Wien; Böhlau Verlag, Wien/Köln/Weimar

Belina, Bernd(2017): Raum. Zu den Grundlagen eines historisch- geographischen Materialismus; Westfälisches Dampfboot, Münster

Biedermann, Wolfgang(1978): Friedhofskultur in Wien im 19. Jhdt. Das Bestattungswesen vom Josefinismus bis zur Gründerzeit; Diss. Philos. Fakultät, Wien

Chlada, Marvin(2005): Heterotopie und Erfahrung. Abriss der Heterotopologie nach Michel Foucault; Alibri Verlag, Aschaffenburg

Däumer, Matthias/ Gerok-Reiter, Annette/ Kreuder, Friedmann(2010): Einleitung. Das Konzept des Unortes; In: Däumer, Matthias(Hg.)/ Gerok-Reiter, Annette(Hg.)/ Kreuder, Friedmann(Hg.): Unorte. Spielarten einer verlorenen Verortung; Transcript Verlag, Bielefeld 9-27

Defert, Daniel(2017): Raum zum Hören, In: Foucault, Michel: Die Heterotopien, Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge; Suhrkamp Verlag, Berlin, 67- 92

Fischer, Norbert(2016): Der entfesselte Friedhof. Über die Zukunft von Bestattungs- und Erinnerungsorten; In: Benkel, Thorsten(Hg.): Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes; Transcript Verlag, Bielefeld, 263-281

Fischer, Norbert(2001): Geschichte des Todes in der Neuzeit; Sutton Verlag, Erfurt

Foucault, Michel(1992): Andere Räume, In: Barck, Karlheinz(Hg.): Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik; Reclam Verlag, Leipzig, 34-46

Foucault, Michel(2017): Die Heterotopien, Der utopische Körper. Zwei Radiovorträge, Suhrkamp Verlag; Berlin

Girtler, Roland(2001): Methoden der Feldforschung; Böhlau Verlag, Wien/ Köln/ Weimar

Günzel, Stephan(2017): Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung; Transcript Verlag, Bielefeld

Hajós, Géza(1989): Romantische Gärten der Aufklärung. Englische Landschaftskultur des 18. Jahrhunderts in und um Wien; Böhlau Verlag, Wien

Happe, Barbara(2016): Die Topik gegenwärtiger Bestattungsformen, In: Benkel, Thorsten(Hg.): Die Zukunft des Todes. Heterotopien des Lebensendes; Transcript Verlag, Bielefeld, 283- 301

Hasse, Jürgen(2007): Übersehende Räume. Zur Kulturgeschichte und Heterotopologie des Parkhauses, Transcript Verlag; Bielefeld

Havelka, Hans(1989): Der Wiener Zentralfriedhof; Czeike, Felix(Hg.); J & V Edition, Wien

Havelka, Hans(1991): Simmering. Geschichte des 11. Wiener Gemeindebezirkes und seiner alten Orte; Czeike, Felix(Hg.); Jugend und Volk, Wien

Hradecky, Johannes(2014): Kanal und Eisenbahn 1871-1881. Vom Schiffskanal zur Eisenbahn, In: Fischer Ausserer, Karin(Hg.): Wiener Neustädter Kanal. Vom Transportweg zum Industriedenkmal; Phoibos Verlag, Wien, 94-99

Knispel, Franz(Hg.)(1984): Zur Geschichte der Aufbahrungshallen auf dem Wiener Zentralfriedhof; Wiener Stadtwerke- Städtische Bestattung, Wien

Leban, Petra/ Hradecky, Johannes(2012): Lebensbezirk Simmering; CGS- Verlag, Wien

Manderscheid, Katharina(2012): Automobilität als raumkonstituierendes Dispositiv der Moderne; In: Füller, Henning(Hg.)/ Michel, Boris(Hg.): Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault, Westfälisches Dampfboot, Münster, 145-178

Rau, Susanne(2013): Räume. Konzepte, Wahrnehmungen, Nutzen; Campus Verlag, Frankfurt/New York

Roth, Gerhard(2014): Die Stadt. Entdeckungen im Inneren von Wien; Fischer Taschenbuch, Frankfurt am Main

Sachslehner, Johannes(2016): Wien. Geschichte einer Stadt; Pichler Verlag, Wien/
Graz/Klagenfurt

Schmölzer, Hilde(2015): A schöne Leich. Der Wiener und sein Tod; Haymon
Verlag, Innsbruck

Tabarasi, Ana-Stanca(2007): Der Landschaftsgarten als Lebensmodell. Zur
Symbolik der „Gartenrevolution“ in Europa; Königshausen & Neumann GmbH,
Würzburg

Von Buttlar, Adrian(1980): Der Landschaftsgarten; Wilhelm Heyne Verlag,
München

11.2. Artikel in Zeitschriften

Hasse, Jürgen(2015): Begräbnisplätze als Gelenkräume. Zur Rolle der
(Landschafts-) Architektur in der Sepulkalkultur In: Wolkenkuckucksheim,
Internationale Zeitschrift zur Theorie der Architektur. Jg. 20 Heft 34, 111-135
http://cloud-cuckoo.net/fileadmin/hefte_de/heft_34/artikel_hasse.pdf, aufgerufen
am 8.2.2018, 8:53 Uhr

Hasse, Jürgen(2005): Zur sepulkalkulturellen Bedeutung räumlicher Grenzen auf
Friedhöfen. Ausgehend vom Beispiel der Friedhöfe für ertrunkene Seeleute In:
Geographische Zeitschrift. Bd. 93, Heft 4, 221-236
https://www.jstor.org/stable/27819059?seq=1#page_scan_tab_contents,
aufgerufen am 8.2.2018, 9:19 Uhr

Virilio, Paul(1983): Der kritische Raum, in Tumult. Zeitschrift für
Verkehrswissenschaft, Heft 7, 16-27

11.3. Links

Friedhöfe Wien, Babygruppe Zentralfriedhof

<https://www.friedhoefewien.at/eportal2/ep/contentView.do/pageTypeld/75472/programld/84665/contentTypeld/1001/channelld/-54304/contentld/77803>,
aufgerufen am 2.2.2018, 15:53 Uhr

Friedhöfe Wien, Der Naturgarten am Wiener Zentralfriedhof
<https://www.friedhoefewien.at/eportal2/ep/contentView.do/pageTypeld/75477/programld/84651/contentTypeld/1001/channelld/-55719/contentld/83196>,
aufgerufen am 2.2.2018, 16:08 Uhr

Wiener Linien, Zahlen- Daten- Fakten 2013
https://www.wienerlinien.at/media/files/2014/betriebsangaben_2013_125616.pdf,
aufgerufen am 10.2.2018, 9:56 Uhr

Bestattungsanlagenordnung der Friedhöfe Wien GmbH, gültig ab 1.1.2011
https://www.friedhoefewien.at/media/files/2015/bao_neu_167851.pdf, aufgerufen
am 10.2.2018, 13:59 Uhr

11.4. Videos

Erbe Österreich, Lebensraum Zentralfriedhof, 21.11.2017, ORF 3

11.5. Fotos

Matthias Schoiswohl-Szwajor, Kleinbild, 2016 und 2018

12. Anhang

12.1. Fragestellungen

Die Vermutung liegt nahe, dass Foucault in seinem Konzept der Heterotopie den katholischen Friedhof in Frankreich vor Augen hatte, als er den Friedhof als Heterotopie bezeichnete. Inwiefern trifft die Beschreibung auch auf den Zentralfriedhof in Wien zu? Um Aspekte, die auch über die von Foucault formulierten Grundsätze hinaus gehen, erfassen zu können und daraus neue Erkenntnisse zu gewinnen, soll eine möglichst differenzierte Betrachtung am Beispiel des Zentralfriedhofs in Wien erfolgen.

Der Friedhof wird von Foucault als offenkundigste Heterotopie bezeichnet. Doch was macht den Friedhof zur Paradeheterotopie und von welchem Friedhof wird hier gesprochen?

Entfernung und Verkehr waren von Beginn an prägende Aspekte am Zentralfriedhof. Ursprünglich weit weg, außerhalb der Stadt gelegen, ist diese inzwischen gewachsen und verdichtet sich rund um den Friedhof. Oft wird der Zentralfriedhof als eine Art Inselparadies beschrieben, ohne die Umgebung und die hier lebenden Menschen zu beachten. Inwiefern hat der Friedhof Einfluss auf das Leben der Menschen und umgekehrt die Menschen auf den Friedhof?

Der Friedhof am Stadtrand ist inzwischen von der Stadt umwachsen. Welchen Einfluss hatte und hat die Umgebung auf den Friedhof?

Entwickelt sich der Zentralfriedhof vom Gedenk- zum Erholungs- und Kulturraum? Auf dem Zentralfriedhof sieht man Menschen laufen und Rad fahren. FotografInnen, TouristInnen, MuseumsbesucherInnen oder Erholungssuchende kommen auf den Friedhof. Wie hat sich der Friedhof und der Umgang mit den Toten verändert?

Gibt es derzeit einen Funktionswandel bei Friedhöfen und in welcher Tradition steht dieser?

Wandel ist, nach Foucault, ein zentraler Grundsatz einer Heterotopie. Auch die Auflösung und Schaffung neuer Gegenorte ist möglich. Retrospektiv lassen sich

Veränderungen beschreiben. Zukünftige Aspekte lassen sich anhand aktueller Entwicklungen vermuten. Inwiefern betrifft der stetige gesellschaftliche Wandel den Friedhof und die Heterotopie Friedhof?

Wie sieht die Zukunft der Heterotopie Friedhof aus?

12.2. Raumbegriffe

Um über Raumtheorien zu sprechen ist es, betrachtet man die vielen Ausdifferenzierungen in den unterschiedlichen Konzepten, notwendig, die spezifischen Begriffe zu kennen. Oftmals stellt die Übersetzung von Begriffen aus unterschiedlichen Sprachen sowie die Wortherkunft einen entscheidenden Faktor dar.

Nachfolgend stelle ich in Kurzbeschreibungen mir wesentlich erscheinende Begriffe und deren Merkmale dar.

Spatial Turn

Wie an anderer Stelle bereits beschrieben, kennzeichnet der sogenannte Spatial Turn, also die Raumwende, eine Zuwendung zum Raum in verschiedenen Sozial- und Kulturwissenschaftlichen Disziplinen (z.B.: Philosophie, Physik, Geografie, Sozialwissenschaften, usw.). Man beschäftigt sich mit der Frage was Raum bedeutet.(vgl. Belina 2017, 7)

Sowohl zwischen den Disziplinen als auch innerhalb einzelner gibt es oftmals große Unterschiede in der Bedeutung.

Der absolute Raum

Der absolute Raum folgt der Idee, dass sich etwas in einem Behälter²² befindet. Der Begriff kommt bereits bei Aristoteles vor. Dieser betrachtet den Raum als unabhängig von Körpern. Ein vehementer Gegner dieser, in der klassischen Mechanik vorkommenden Theorie, war Einstein. Auch in heutigen gesellschaftlichen Debatten ist ein solcher Behälter-Raumbegriff teilweise zu erkennen, wenn etwa von einem „Raum der Stadt“ oder „Raum Europas“ gesprochen wird.(vgl. Rau 2013, 61)

Der relationale Raum

Hier definiert sich der Raum durch in einem Relationsgefüge stehende Orte, Dinge oder Menschen. Bereits Leibniz, ein Gegner des Newtonschen

²² Einstein verwendet in seiner Kritik an dem absoluten Verständnis von Raum und Zeit den Begriff des Containers. Also des Behältnisses.(vgl. Rau 2013, 61)

Raumverständnisses vertrat diese Auffassung, konnte sich jedoch zunächst nicht durchsetzen.

In soziologischen Raumtheorien ist zudem die Auswirkung des Raumes auf den Menschen von Bedeutung. Raum und Mensch beeinflussen sich also gegenseitig. (vgl. Rau 2013, 62)

Der relative Raum

Dieser ähnelt dem relationalen Raum. Er hat kein fixes Bezugssystem und wird daher als Gegensatz zum absoluten Raum bezeichnet.

Der Begriff steht in enger Verbindung mit den Relativitätstheorien Albert Einsteins. Raum und Zeit sind nicht allgemeingültig, sondern abhängig vom Standpunkt der BeobachterInnen. (vgl. Rau 2013, 63)

Ort oder Raum

Im Alltag wird mit Ort eher ein spezifischer „Ort“, wie das Dorf, gemeint. Raum bezieht sich meist auf einen größeren Kontext. Jedoch gibt es im Kontext der Raumtheorien keine einheitliche Definition. Hier halte ich mich an die, in Kapitel 3.3. beschriebene Definition de Certeaus.

Eine Handlung definiert den Ort und macht ihn durch diese Interaktion zum Raum.

Unort

Der Unort geht von der These de Certeaus aus und hinterfragt die Notwendigkeit einer physischen Präsenz des Ortes als Voraussetzung für die Raumproduktion. Die Handlung als raumschaffendes Element bleibt wesentlich.

Als größter Unort unserer Zeit wird das Internet beschrieben. Die Handlungen die ein/ e NutzerIn darin setzt definieren zwar einen Raum, der jedoch keine örtliche Fixierung hat. Sie betreffen die wirkliche Position der NutzerInnen am Schreibtisch nicht. (vgl. Däumer, Gerok-Reiter, Kreuder 2010, 9ff)

Ein anderes Beispiel ist „[...] der Pantomime [der] im Moment des Zusammenpralls mit der unsichtbaren Wand keinen Ort bespielt, sondern einen Unort erspielt.“ (Däumer, Gerok-Reiter, Kreuder 2010, 13)

Nicht-Ort

Marc Augé definiert den Nicht-Ort als Gegensatz zum anthropologischen Ort, ohne Identität, Relation oder Geschichte.(vgl. Augé 2014, 83)

Siehe dazu Kapitel 9.

Der anthropologische Raum

Der anthropologische Raum ist ein physisch existierender Ort, in dem die Menschen in ihrer Geschichte leben. Die Organisation des Raumes und die Konstituierung davon passiert über individuelle oder kollektive soziale Praktiken innerhalb einer Gruppe.(vgl. Augé 2014, 51 ff)

Utopie

Utopien sind nach Foucault Platzierungen ohne wirklichen Ort.(vgl. Foucault 1992, 38f)

Siehe dazu Punkt: 4.1.

Heterotopie

Die Heterotopie ist ein Raumkonzept von Michel Foucault. Er beschreibt darin tatsächlich existierende Utopien.

Siehe dazu Kapitel 4.-10.

Micro - Meso - Makro - Raum

Dies sind Begriffe einer Topologie gesellschaftlicher Räume, die unterschiedlich stark ausgeprägt sein können.

Micro ist an den menschlichen Körper gebunden. (z.B.: die Wohnung, Theater, ...)

Der Mesoraum ergibt sich aus den alltäglichen Umständen, wird aber nicht täglich begangen.(z.B.: die Stadt, die Region,...)

Der Makroraum ist abstrakt und nicht mehr körperlich. (z.B.: der Bürger eines Staates, das vernetzte kapitalistische Weltsystem,...).(vgl. Rau 2013, 65f)

Raum und Zeit

Um den Raum zu verstehen, muss die Zeitlichkeit mit einbezogen werden.

Viele Räume unterliegen einer Entwicklung, die erst durch die Zeit erklärbar ist.

Der historisch-geographische Materialismus

Diese Debatte folgt der sozialen Produktion von Raum. Es wird versucht Raum:

„[...] in eine an Marx anschließende Gesellschaftstheorie, in die Kritik der politischen Ökonomie und in die materialistische Staatstheorie zu integrieren.“(Belina 2017, 7)

Wichtige Vertreter sind Henri Lefebvre oder David Harvey.

Lefebvres Hauptwerk „La Production de l'Espace“ ist in der kritischen Gesellschaftstheorie und Stadtforschung immer wichtig, wenn Raum als „Produkt sozialer Praxis“ verstanden wird.(vgl. Belina 2017, 8f)

12.3. Raumanalyse

Der Friedhof wird bei Foucault als eine Art Paradeheterotopie beschrieben und auch in der Rezeption wird, sofern die Heterotopie als Konzept akzeptiert wird, dies nicht bestritten.

In meiner Raumbetrachtung des Zentralfriedhofs folge ich zum Teil der von Susanne Rau vorgelegten Methode einer interdisziplinären Raumanalyse. Wichtige Punkte daraus stelle ich hier meiner Analyse hinten an.

„Eine kritische historische Raumforschung sollte sich nicht darauf beschränken, Räume als Orte oder Rahmungen von Ereignissen oder gesellschaftlichen Entwicklungen zu betrachten.“(Rau 2013, 11)

Raus Analyse erfolgt in 4 Schritten:

- 1. Bestimmung von Raumtypen und Konfigurationen**
- 2. Analyse der Raumdynamiken wie Entstehung, Wandel und Auflösung**
- 3. Analyse der subjektiven Konstruktion von Räumen: Wahrnehmung, Erinnerung und Repräsentationen**
- 4. Analyse der Raumpraktiken, insbesondere der Raumnutzungen und der Bewegung im Raum**

Zwar meint Rau, dass nicht alle Schritte durchgeführt werden müssen. Jedoch werde das Ergebnis umso differenzierter je mehr Punkte betrachtet werden. Die dahinter steckende Idee beschreibt Rau anhand eines Beispiels:

„Wenn man sich ansieht, wie ein städtischer oder dörflicher Platz durch Märkte oder Feste bespielt wurde, wissen wir einfach mehr über diesen Platz, als wenn wir ihn nur aus baugeschichtlicher oder ordnungspolitischer Sicht betrachten.“(Rau 2013, 133)

12.3.1. Raumkonstitution und Konfiguration

Wir gehen zunehmend davon aus, dass Räume aus sozialer Interaktion entstehen. Der Alltagsbegriff Raum beschreibt konkrete Gegenstände wie Zimmer, doch sind diese bloß materielle Resultate einer Kultur des Wohnen und Bauens. In der Raumanalyse geht es in erster Linie darum, wie und von wem sie sozial gemacht worden sind.(vgl. Rau 2013, 142)

Der größte Raum an dem sich Menschen vorwiegend befinden wäre die Welt. Der Mensch hat sich diese Welt oder Teile davon im Laufe der Zeit angeeignet. Zum Beispiel die Urbanisierung stellt eine solche Inbesitznahme und Gestaltung der Welt dar.(vgl. Rau 2013, 136ff)

Eine Form der Aneignung der Welt waren Entdeckungsfahrten und die aus europäischer Sicht folgende Kolonialisierung der Welt. Die Weltaneignung der neu entdeckten Räume geschah auch über die Produktion von Bildern, etwa in Reiseberichten und Erzählungen. Ob diese Berichte fiktiv oder authentisch waren, spielt keine Rolle, da die Reisen bereits für stattgefunden und relevant gehalten wurden.(vgl. Rau 2013, 138f)

Rau stellt eine Systematisierung von Räumen an, um eine differenzierte Wahrnehmung zu schaffen.

1. Materielle Strukturen (vgl. Rau 2013, 143ff)

Punkt-Räume: Räume die sich auf eine spezielle Stelle beziehen (z.B.: Bushaltestelle)

Wege-Räume: Sie verbinden Räume, überwinden Distanzen (z.B.: Wege, Straßen, Autobahnen). Auch Briefe, das Telefon oder das Internet erwähnt Rau in diesem Zusammenhang.

Gebäude-Räume: Örtlich fixierte, in der Regel geschlossene Räume (z.B.: Zimmer, Häuser, Höhlen, Wohnmobile, Zelte).

Flächen-Räume: in der Regel zweidimensionaler als Punkt-Räume (z.B.: Fußballfeld, Schlachtfeld, Provinz, Kontinent).(vgl. Rau 2013, 143f)

Vielfach vermischen sich diese Formen und treten nicht alleine auf. Auch gibt es Räume, die nicht über ihre Materialität definiert werden können, wie **Dritträume** (interkulturelle Räume) oder **Durchgangsräume** (am Weg befindliche Orte, z.B.: Zwischenländer bei der Migration).

Bei Lefebvre kommt noch der **Repräsentationsraum** (Raumvorstellung, z.B.: Karten, Weltbilder) dazu.(vgl. Rau 2013, 143f)

2. Gesellschaftliche Strukturen(vgl. Rau 2013, 145ff)

innen - außen: 1. Innenraum kann ein Zimmer oder eine Stadt sein. Die Grenze, ob baulich oder symbolisch, ist wichtig. 2. Die Geschichte der eigenen Selbstwahrnehmung und Bestimmung

offen - geschlossen: Räumlich bezieht sich hier auf eine Schwelle zwischen Innen- und Außenraum (Tür, Fenster); Zeitlich kann ein Raum temporär offen oder geschlossen sein (Öffnungszeiten).

öffentlich - privat: Der öffentliche Raum dient dem Gemeinwohl oder ist allgemein zugänglich. Das Konzept der Privatheit, im Sinne von Familie oder Intimität besteht erst seit dem 19. Jahrhundert. Kontext und Zeit sind zu beachten.

nah - fern: Ferne ist der Abstand zwischen mehreren Realitäten und hängt auch mit Mobilität zusammen. Vernichtung von Distanz kann als Herstellung von Nähe gesehen werden.

gebaut/bebaut - ungebaut: Eine bauliche Materialisierung, jedoch nur im Hoch- und Tiefbau. Brunnen oder Bänke zählen nicht als Bebauung.

fest - fließend: Beschreibt den Prozess des Festwerdens durch Unbeweglichkeit, auch als Beständigkeit lesbar. Räume können auch beweglich sein (Flüsse, Demonstrationzüge).

ephemer - verstetigt: Unterscheidung von einmaligen räumlichen Situationen und regelmäßigen/stetigen.

männlich - weiblich oder geschlechtlich konnotierte Räume: Räume haben, laut Rau kein Geschlecht. Sie sind aber durch Exklusionsmechanismen geschlechtlich konstruiert.

sakral - profan: Laut Mircea die zwei verschiedenen Arten in der Welt zu sein. Die Unterscheidung ist wichtig für die religiöse Raumdeutung. Die Überlagerung und Überschneidung von profan und heilig zeigt sich etwa bei öffentlichen kirchlichen Events (Papstauftritte in Stadien).

Zentrum - Peripherie: Ursprünglich wird darunter eine hierarchische Beziehung verstanden. Auf eine per se vorteilhafte Position im Zentrum fixiert. Wird die Beziehung jedoch historisiert und als veränderlich betrachtet (Sichtweisen der historischen Akteure), ist dies fruchtbarer.

In der Gegenüberstellung der Attribute lassen sich die einzelnen Komponenten besser bestimmen, so Rau. Manchmal sei jedoch auch eine dritte Kategorie nötig. Etwa wenn Räume weder als öffentlich noch als privat bezeichnet werden können, sondern für eine ausgewählte Gruppe (z.B.: Männer) exklusiv zur Verfügung stehen.

3. Raumfiguren(vgl. Rau 2013, 151ff)

Diese komplexeren Strukturen zur Raumbeschreibung berücksichtigen den Faktor Zeit, Phänomene des Nebeneinander und Überlagerungen. Sie kommen auch bei Lefebvre und Foucault vor.

Grenzen, Markierungen: Sie dienen der Unterscheidung von Gruppen und deren jeweiligen Räumen. Sie können materiell oder symbolisch sein (lineare Grenze, Grenzraum, Landesgrenze, Zollgrenze, Erschließungsgrenze, Mark, Ende—> Zeitgrenze, mentale/kulturelle Grenze). Die „natürliche Grenze“ etwa bei Bergen oder Flüssen ist als Begriff missverständlich, da die Gemachtheit verdeckt wird.

Isotopien: Ein von Henri Lefebvre eingeführter Begriff, der die Ähnlichkeit etwa der Gebäude innerhalb von Städten beschreibt. (Bürohäuser, Sakralbauten, Städteformen bei Planstädten)

Utopien: Nicht existierende Orte, die eine entfernte Idealwelt darstellen.

Heterotopien: „Orte der Anderen, der ausgeschlossenen, randständigen Schichten, der Nicht-Städter, Vorstädter, Fuhrleute, Halbnomaden.“ (Rau 2013, 151 zitiert nach Lefebvre 1972);

„Gegenplatzierungen, Widerlager zu den in der Gesellschaft realisierten Utopien.“ (Rau 2013, 151 zitiert nach Foucault 2005),

„Beispiele: Friedhöfe, Psychiatrien, Schlachthöfe. Bisweilen werden Heterotopien auch als Orte außerhalb der Alltagswelt, als Frei-Räume gegenüber Sach- und Alltagszwängen verstanden.“ (Rau 2013, 152)

Kopräsenz (von Räumen): Zusammentreffen mehrerer Räume an einem Ort. Regulierungen sind aufgrund der Konflikanfälligkeit notwendig (Tanzlokal)

Simultaneität (Gleichzeitigkeit): Ähneln der Kopräsenz, jedoch mit zeitlichem Fokus.

Kospatialität: Überlagerung und Ineinandergreifen von Räumen. (Haus, Häuserblock, Viertel)

Netzwerke: Unterscheidung von geografischen Netzwerken (technische Netzwerke wie Kanalnetze, Verkehrsnetze, Städte-Netzwerke) und räumlichen Metaphern (soziale Netzwerke, Netzwerkgesellschaft).

Chronotopos: Steht für die Materialisierung der Zeit im Raum (Entstehung neuer Epochen in Verbindung mit geopolitischen Veränderungen).

12.3.2. Raumdynamiken

Räume sind also wie wir nun wissen, nicht starr, sondern verändern sich durch die Menschen, die sie sich aneignen und gestalten oder auflösen.(vgl. Rau 2013, 164)

In einer raumdynamischen Untersuchung steht folglich nicht bloß die Veränderung des Ortes zur Debatte, sondern sie umfasst auch Fragen der Macht. Wer ist an den Veränderungsprozessen beteiligt?

Rau beschreibt die Momente der Konstitution von Raum:(vgl. Rau 2013, 165ff)

1. Entstehung/Formierung

Um den Entstehungsprozess eines Raumes zu analysieren, muss zunächst identifiziert werden um welche Art es sich handelt (materiell, fließend, imaginär, virtuell, hybrid, ...).

Im zweiten Schritt werden die AkteurInnen des Prozesses identifiziert (HerrscherInnen, BaumeisterInnen, Kirche, GeldgeberInnen, BewohnerInnen, KäuferInnen, NutzerInnen,...).

Viele Formierungsprozesse gehen mit Aushandlungsprozessen einher. Diese können verbal oder körperlich sein.

2. Wandel/Aneignung

Die Veränderungen materialisierter Räume sind oft ästhetischer Natur. Sie werden im Laufe der Zeit angepasst (Verkehrssysteme, Euro-Zone, ...). Städte weiten sich bei Wachstum aus und verdichten sich. Bei Schwund werden bewohnte Viertel verlassen und die Häuser verfallen.

Hier wird wieder klar, dass im Zuge von Aneignungsprozessen durch Individuen oder Gruppen sich räumliche Ordnungen verändern können. Häufig werden die vorhandenen Ordnungen nicht einfach passiv übernommen, sondern eigene entwickelt.

3. Auflösung

Hier ist speziell die Rolle der AkteurInnen in ihrer mehr oder weniger ausgelebten Aktivität zu betrachten. Die Zerstörung stellt die aktivste Form der Auflösung dar (materiell, verbal oder symbolisch), der Entzug von Aufmerksamkeit, das Nicht-Nutzen eines Ortes hingegen die passivste.

Historisch steht das Entstehen, der Aufstieg meist im Vordergrund der Untersuchungen. Dass Räume meist auch irgendwann wieder verschwinden wird oftmals nicht beachtet.

Die Verräumlichung sozialer Prozesse

Neben den drei erwähnten Konstitutionsprozessen gibt es auch den Versuch, dem stetigen Wandel zu entgehen und etwas auf Dauer einzurichten.

„Diese Räume spiegeln die sozialen Praktiken ihrer Benutzer wider beziehungsweise die Machtstrukturen und Machtstrategien, in die sie eingebunden sind.“(Rau 2013, 170)

Solche Verräumlichungen gehen sehr weit und betreffen etwa auch die Formierung der Subjekte (Beten, Prozessieren, Körperhaltung in bestimmten Situationen,...).

12.3.3. Subjektive Raumkonstruktion

Mit dem Begriff der „subjektiven Konstruktion von Raum“ wird zum einen betont, dass Räume von Menschen geformt sind, zum anderen die Wahrnehmung dieser und Erinnerung an diese als etwas subjektives und konstruiertes hervorgehoben. (vgl. Rau 2013, 172)

„Wahrnehmung funktioniert zwischen der äußerlichen Welt und dem Individuum wie ein Filter. Das Geschehene, Gehörte, Gefühlte[...] ist nur ein Teil der Wahrnehmung. Zu der sinnlichen tritt auch noch eine kognitive Tätigkeit. Was wir beziehungsweise die historischen Akteure gesehen zu haben meinen, ist in der

Regel auch von dem beeinflusst, was wir beziehungsweise sie schon wissen oder sehen wollen.“(Rau 2013, 173f)

1. Vorstellungs- und andere Räume(vgl. Rau 2013, 174ff)

Vorstellungsraum: Dieser ist eng mit Lefebvres verbunden. Er bezeichnet mit dem vorgestellten Raum, den von PlanerInnen entworfenen Raum. Edward Soja bezeichnet diesen als Zweitraum. Andere Vorstellungsräume, ohne reale Referenz wären das Paradies, die Hölle oder Träume.

Erinnerungsraum: Erinnerungsräume oder Gedächtnisorte müssen das Kriterium der Lokalität erfüllen um als solche zu gelten. Also Orte ,die an Etwas erinnern oder an denen der von Individuen erinnerte Raum zum Teil des Subjekts wird.

Repräsentationsraum: Er wird über Zeichen oder Bilder vermittelt und ist für die BetrachterInnen nicht immer klar zu entschlüsseln. Das macht die Macht der Repräsentation aus. Die Zeit ist wesentlich im Repräsentationsraum, denn er kann auch über einen längeren Zeitraum hinweg wahrgenommen werden. Er kann über Begriffe wie „eine umweltfreundliche Stadt“ definiert werden.

Wissensraum: Er bezeichnet Räume, an denen Wissen produziert (Labore, Akademien, Landesvermessungsstellen,...) oder praktiziert (Kliniken, Gerichtssäle, Kirchen,...) wird.

Auch die Organisation von Wissen wie etwa in Karten oder Archiven wird berücksichtigt.

2. Spatial stories - spatial media - mental maps(vgl. Rau 2013, 178ff)

Spatial stories: Sie nehmen historische Diskurse und Praktiken von Räumen in den Blick. Im speziellen Geschichtsdarstellungen, die in Verbindung mit der Kartografie und Geografie stehen. Es sind Quellen, die räumliche Praktiken historischer Subjekte zugänglich machen sollen (Tabellen, Karten, Berichte, Landesbeschreibungen, Reiseberichte, Tagebücher, ...).

Spatial Media: Hier wird der Frage nachgegangen, mit welchen Medien Räume vermittelt oder erzeugt werden. Dies sind hauptsächlich Bild- oder Klangmedien.

Mental Maps: Bei diesem Konzept sind individuelle Vorstellungen von Raum und Umweltwahrnehmungen zentral. In erster Linie geht es um konstruierte Vorstellungen von Räumen, etwa durch soziale Diskurse und Praktiken.

12.3.4. Raumpraktiken - Raumnutzung

Zentrale Begriffe im Bezug auf die Raumnutzung sind der Erfahrungsraum und der Handlungsraum. Der Erfahrungsraum hat hier Ähnlichkeiten mit dem „gelebten Raum“ bei Lefebvre. Zudem kann darunter aber auch verstanden werden wie Räume erfahren werden.(vgl. Rau 2013, 182f)

Der Begriff Raumerfahrung wirkt passiver als der der Raumpraktiken, der sich daher besser eignet die aktive Seite des Handelns zu betrachten. Zudem betont er Praktiken (soziale, kulturelle, politische,...) der AkteurInnen.

1. Raumnutzung

So wie Wahrnehmung und Erfahrung sind auch Nutzungen ein wesentlicher Teil eines Raumes. Erst durch die Raumnutzung wird der Raum aktiviert. Durch die Befolgung vorgegebener Empfehlungen oder Regeln für einen Raum (zuhören, arbeiten, lesen, beten,...) entwickelt sich ein Nutzungsmuster. Das sind bestimmte Regelmäßigkeiten.(vgl. Rau. 2013, 184)

Von einer abweichenden Nutzung spricht man, wenn diese nicht mehr den Gepflogenheiten, Regeln oder der Ursprungsintention folgt (z.B.: Laute Musik in der Bibliothek machen).

„Häufig ist es das Resultat von Disziplinierungsprozessen langer Dauer, ist damit also historisch kontingent, wandelbar und verhandelbar.“(Rau 2013, 185)

Der Friedhof ist in seinem stetigen Wandel ein gutes Beispiel hierfür.

Zudem besteht die Möglichkeit der Parallel- oder Simultannutzung von Räumen. Viele Räume werden gleichzeitig oder nacheinander von unterschiedlichen Gruppen genutzt. So gab es auch Kirchen, die für zwei Konfessionen verwendet wurden. Auch freiwillige und unfreiwillige Nachnutzungen von Kirchenräumen sind bekannt.(vgl. Rau 2013, 186)

Eine weitere Kategorie ist die Nicht-Nutzung von Raum. Sie kann zum Verfall und damit ebenso zu einer Veränderung führen.(vgl. Rau 2013, 186)

2. Raumaneignung

Diese ist ebenso eine Form der Nutzung. Bereits bestehende Räume werden von Individuen oder Gruppen für ihre Zwecke angeeignet.

Wenn davon ausgegangen wird, dass der Raum erst durch die Nutzung durch die Menschen definiert wird, stellt sich die Frage, wovon es abhängt wie sie die Räume nutzen. Das mögen individuelle Neigungen sein, aber auch kulturspezifische oder historische Bedingungen.(vgl. Rau 2013, 188)

3. Lokalität - Translokalität - Multilokalität

Gruppen können durch eine Beziehung zu einem Ort eine Identität aufbauen. Diese Beziehung kann dabei durchaus nur imaginiert und nicht real sein.(vgl. Rau 2013, 189)

Selten haben Menschen bloß zu einem Ort eine intensive Beziehung, verrichten sie doch meist ihre wesentlichen Tätigkeiten an mehreren Orten (Arbeit, Wohnen, Zweitwohnsitz, ...). In diesem Zusammenhang wird von Translokalität gesprochen und in weiterer Folge von Multilokalität.(vgl. Rau 2013, 190)